



Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Hefen zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Der stille Weg.

Roman von Richard Skowronnek.

Romantisch konnte man ihre erste Begegnung nicht gut nennen. Im Gegenteil, sie entbehrte nicht eines gewissen komischen Beigeschmacks, vielleicht mit einem leisen Stich ins Pitante . . .

Henner von Sacrow, Oberleutnant im Jägerbataillon Gneisenau, bewegte, wie allabendlich nach dem Dienst, seine englische Vollblutstute Bessie, ließ sie nach einem scharfen Galopp auf dem weichen Boden des Waldgeheles in Schritt fallen und begann von neuem das Kapitel „Sicherung der Etappenstraßen eines im Vormarsch befindlichen Armeekorps“ zu wiederholen, das er am Abend zuvor schon mit schlafmüden Augen durchgenommen hatte. Aber es war kein rechtes Vernwetter heute. Trotz der ziemlich späten Abendstunde stimmerte die heiße Luft zwischen den grauroten Kieferstämmen wie am Mittag, in dem jonnenerbrannten Gras schrillten die Heuschrecken, und allenthalben, aus Unterholz und Wacholderbüschen, brachen ganze Heerscharen blutigerer, kleiner Käuber hervor, schwirrende Stechmücken und brummende Bremsen, winzig kleine Fliegen und großflügelige Schnaken peinigten den Gaul und stachen den Reiter trotz brennender Zigarette und heftiger Gegenwehr mit einem abgebrochenen Birkenzweig. Draußen im freien Feld aber war's womöglich noch ärger. Da kam zu aller Ungezieferplage noch die liebe Sonne, die wie ein glühender Feuerball am dunstgrauen Himmel hing, während man hier im Wald sich wenigstens einreden konnte, man reite im Schatten.

Und eigentlich ein bißchen viel auf einmal, so mußte er denken: stellvertretender Kompagniechef mit dem geradezu greulichen Dienst dieser geplagtesten aller Truppenführer und dazu eine sehr ernsthafte Vorbereitung zum Examen für die Kriegsakademie. Aber es mußte geschafft werden! Aus tausend triftigen Gründen . . . Erstens weil es überhaupt höchste Zeit war, falls er in seiner militärischen Laufbahn etwas Ordentliches erreichen wollte, zweitens, weil er den dringenden und begreiflichen Wunsch hegte, endlich aus dem kleinen ostpreussischen Grenzneß herauszukommen, in dem er nun schon mehr als vier lange Jahre lag, und drittens, weil der alte Onkel Jobst von Sacrow auf Klingewen sich mit einem Male höchst energisch geweigert hatte! Nämlich die Schulden des letzten Jahres zu bezahlen, ehe der Herr Neffe ihm nicht durch die Tat bewies, daß das leichte Reiterleben ein Ende genommen hatte . . . Lumpige viertausend Mark und sozusagen lauter kleine Bären, aber sie brumnten vernehmlich, denn sie

stammten zum größten Teil aus längst vergangenen Tagen und waren eigentlich schon einmal bezahlt. Das heißt nur in der Idee des Onkels Jobst, in Wirklichkeit waren die dafür bestimmten Gelder einen andern Weg gegangen, hatten sich einige „Schiebungen“ als notwendig herausgestellt, wie das immer so zu gehen pflegt, wenn man das Ausschreiben der Postanweisungen bis zur Beschaffung neuer Tinte verzögert . . . Ein paar dringende Reisen nach Königsberg, ein heftiger Anschuß beim Frühjahrsrennen und schließlich der unvorhergesehene Neinsfall mit der Wechselbürgschaft für den kleinen Zeden. Aus purer Gutmütigkeit, weil der arme Junge, der schon mit einem Fuß im Zivill stand, gar so herzbeweglich gebeten hatte.

Na, kurz und gut, so ein paar tausend Mark waren eben rascher verplempert, als man dachte! Und der alte Herr, der jetzt den Daumen so fest auf den Beutel hielt, schien die eigene Jugend ganz und gar vergessen zu haben, oder zu seinen Zeiten hatten siebzig Taler monatlichen Zuzusses eben kein Ende genommen! In allen Zeitungen stand ja auch zu lesen, wie schauderhaft alles, was zu Leibes Nahrung und Notdurft gehörte, im Preise gestiegen war, sogar die Zinsen schienen teurer geworden zu sein, denn für die letzte Wechselverlängerung hatte der sonst so kulante Moritz Spieß in Königsberg nicht weniger als vierzig Prozent berechnet! . . . Dem guten Onkel Jobst aber war's eigentlich, wenn man gerecht sein wollte, nicht zu verdenken. Er hatte selbst drei Jungen in der Armee, und wenn er als Inhaber des Majorats gegen den einzigen Sohn seines verstorbenen Bruders auch gewisse moralische Verpflichtungen besaß — für das Allernotwendigste war bei den Klingewer Nachgeborenen durch die Sacrowsche Familienstiftung gesorgt — so hatten selbst diese Verpflichtungen eine Grenze, und zwar in dem Ertrag von Klingewen. Sechstausend Morgen erstklassiger Weizenboden und in guter Kultur — aber es waren ihrer zu viele, die davon standesgemäß ernährt werden sollten . . .

Also war Onkel Jobsts Weigerung sozusagen das letzte Läuten: Glatter Sieg im Examenrennen oder Distanzierung ins dunkle Zivill! Und Gott sei Dank nur, daß ein gütiges Geschick ihm neben allem leichten Sinn auch einen leichten Kopf geschenkt hatte, der den schier ungeheuerlichen Lernstoff spielend bewältigte . . .

In Henners sorgloses Leutnantsgesicht war ein Zug sinnenden Ernstes getreten, während seine Gedanken von den Sorgen

um das Wohlergehen eines ganzen Armeekorps zu den eigenen Nöten schweifen, und als zum erstenmal der Ruf „Hilfe!“ irgendwoher aus dem Wald an sein Ohr drang, hörte er kaum hin. Als einzige Wirkung ergab sich eine seltsame Ideenverbindung, die Erinnerung an ein altes Ammenmärchen aus längst vergangenen Kindertagen . . . So, hieß es, rief an schwülen Sommerabend die böje Waldmahr, wenn sie einen einsamen Wanderer erpächte, der arglos in ihr Revier geraten war, lockte ihn immer tiefer in Bruch und Heide, bis er im Vorwärtseilen auf tückischen Moorboden trat, um rettungslos im abgrundtiefen Schlamm zu versinken . . .

Trotz der brütenden Hitze im engen Waldgestell lief dem Reiter ein jähes Frösteln den Rücken entlang, und unwillkürlich slog's ihn durch den Sinn, daß sein ganzes bisheriges Leben eigentlich nichts anderes gewesen war als ein leichtfertiges Schreiten auf trügerischem Boden, hinter Tand und Verlockung her; jeder Augenblick hatte den ruhmlosen Untergang bringen können, und gottlob nur, daß noch zur rechten Zeit die Warnung gekommen war . . . So eingesponnen hatte er sich in Traum und Erinnerung, daß er schon nach dem Zügel griff, um die Stute auf den Rückweg zu wenden, aber da, jetzt kam der Ruf wieder. Eine helle Frauenstimme schrie laut „Hilfe!“ drei-, viermal hintereinander, um dann jählings wieder zu verstummen . . . Ein armes polnisches Tagelöhnerweiblein vielleicht, das auf verwichenem Schmugglergang einem der an der Grenze lauernden Straßschnits in die Hände gefallen war und mit dem rohen Burschen um das bißchen armseligen Kram rang, den es sich wegen ein paar Pfennig Ersparnis aus dem preußischen Waldeinen geholt hatte . . .

Einen Augenblick lang hob Henner den Kopf, um sich über die Richtung zu vergewissern, aus der der Ruf gekommen war, dann setzte er über den Graben und ließ die brave Bestie laufen, so rasch, wie das dichte Fichtenunterholz zwischen den hohen Kiefernstämmen es erlaubte. Vielleicht, daß es ihm gelang, das Herz des rauhen Russenkriegers durch eine blanke Reichsmark zu rühren, so daß er sein armes Opfer fahren ließ . . . Aber, Schwerenot noch mal, die Affäre, die sich dort ein paar hundert Schritte weiter hinter den Bäumen abspielte, schien weit weniger harmlos zu verlaufen, als er angenommen hatte. Der scharfe Knall eines Büchschusses zerriß die Luft, brach sich im Widerhall an den steilen Ufern des kleinen Waldsees, danach aber wiederum ein gellendes Hilfesgeschrei, das nach ein paar Augenblicken genau so rätselhaft wie vorhin verstummte.

Da sprang er aus dem Sattel, warf die Zügel seiner Bestie um den nächsten Fichtenast und hegte vorwärts: zu Fuß ging's rascher in dem dichten, von stacheligen Wacholderbüschen durchsetzten Unterholz. Und als er endlich, außer Atem und das Gesicht voll Spinnweben geklebt, am Ufer stand, bot sich ihm ein Schauspiel, das ihn im ersten Augenblick unwiderstehlich zum Lachen reizte. Drüben, auf der russischen Seite des Sees, durch dessen Mitte die Grenze lief, stand ein ungeschlachter Kerl in dem schmutzigweißen Kittel der Grenzsoldaten, das Gewehr halb im Anschlag, und schimpfte wie ein Rohrsperrling in den zischenden und gurgelnden Lauten seiner Muttersprache, ohne daß weit und breit jemand zu entdecken war, dem die greulichen Verwünschungen gelten mochten . . .

Im nächsten Augenblick aber verging dem Zuschauer das Lachen: da unten ging's um Tod und Leben! Aus den leichten Kräuselwellen, in denen das Licht der sinkenden Sonne sich mit tausend glitzernden Reflexen brach, hob sich ein blaßes Menschenantlitz, ein kurzer Hilferuf hallte über das Wasser, und aus dem Gewehr des Russen brach ein heller Feuerstrahl. Klatschend schlug die Kugel ein paar Handbreiten hinter der Stelle ein, an der der Kopf wieder verschwunden war, eine ganze Flut rotblonden, im Sonnenglanz aufleuchtenden Haares nach sich ziehend — wie eine Welle aus Blut und Gold nahm es sich aus . . .

Den Bruchteil einer Sekunde stand Henner noch überlegend da . . . wenn er hier eingriff, gab's eine eklatante Grenzverletzung mit nachfolgenden Berichten und Vernehmungen . . . ein preußischer Offizier war einem Vertreter der angeblich befreundeten Nachbarnation bei der Ausübung gesetzlicher Befugnisse mit Gewalt in den Arm gefallen . . . aber was hinterher kam, war egal, ein Menschenleben stand in Gefahr, und zu allernächst mußte dem Kerl da drüben das gefährliche Schieß-eisen konfisziert werden! Danach konnte man ja noch immer den Versuch machen, auf der Basis eines harten Talers in gütliche Verhandlungen einzutreten, im abgefürzten Verfahren und ohne diplomatischen Notenwechsel zwischen Berlin und Petersburg.

Henner hatte Waffentrock und Säbel abgeworfen, um wenigstens nicht gleich im ersten Augenblick als preußischer Offizier erkannt zu werden, und pirschte mit hastigen Schritten am oberen Rand des Seesufers entlang, hinter den weitläufig stehenden Kieferbäumen, so gut es anging, Deckung nehmend.

Der Russe aber schien seine Taktik mittlerweile geändert zu haben. Er hatte das Gewehr aus der Hand gelegt und drehte sich in aller Seelenruhe eine Zigarette, anscheinend, um durch ein längeres Zuwarten sein Opfer zu ermüden. Dessen Hilfe-rufe wurden schwächer und schwächer, und der Augenblick war abzusehen, in dem es, um Gnade flehend, ans Ufer geschwommen kam . . .

Einen Augenblick hatte Henner tief Atem geholt, dann warf er sich die steile Böschung hinab auf den ahnungslosen Gegner, und so heftig war der Anprall gewesen, daß der in den Knien hockende Kerl vornüberschlug. Und, während Henner ihn mit festem Griff das härtige Gesicht in den weichen Moosboden drückte, schrie er zu dem in der Seemitte wieder auftauchenden Kopf hinüber: „So, und jetzt rasch in die Kleider, meine Gnädigste!“ Denn daß es sich um kein armseliges Tagelöhnerweiblein handelte, hatte er längst an dem eleganten Reitkleid gesehen, das mit Hut, Gerte und etlicher Wäsche am Ufer lag; ein paar Duzend Schritte weiter aber stand eine Trakehner Kappstute, mit dem Zaumzeug an einen dichten Weidenbusch gebunden.

„Ja, um Gottes willen, wie kann ich denn?“ kam es halb kläglich, halb ärgerlich von der Seemitte zurück. „Und, daß Sie mit geschlossenen Augen weiterringen, kann ich doch erst recht nicht verlangen?“

Da mußte Henner trotz der gewaltigen Anstrengung laut auflachen. „Das geht allerdings nicht, meine Gnädigste, aber warten Sie, bitte, nur noch ein paar Augenblicke!“ Und er hieb dem sich bäumenden und wild um seine Befreiung ringenden Kerl mit einem höchst unglimpflichen Faustschlag in die Schläfe, so daß die langen Gliedmaßen sich mit einem Ruck schlaff ausreckten . . . „So, du Tropf, das ist für die Schießerei, und damit du lernst, wie man sich gegen preußische Damen zu benehmen hat!“ Und während er, so gut es anging, dem regungslos Daliegenden die Hände auf dem Rücken fesselte mit einem Stück Leinenzeug, das er ihm vom Brotbeutel riß, rief er nach rückwärts über die Schulter: „Wenn ich jetzt höflich bitten darf, meine Gnädigste! Für die Discretion dieses Gentlemans hier kann ich mich während der nächsten zehn Minuten verbürgen, und ich natürlich . . . aber, Schwerenot noch mal, beeilen Sie sich,“ fügte er ärgerlich hinzu, als die Dame im Wasser noch immer zögerte, „es gibt hier noch mehr von diesen Schlingeln, und wir stehen auf russischem Grund und Boden. Ich habe wirklich keine Lust, hinterher . . . also mir geht's an den Kragen, wenn der Scherz hier nicht ganz infognito bleibt!“

Ein Rauschen im Wasser . . . „Und jetzt nehmen Sie Ihre sehr geehrten sieben Sachen auf die Arme und heidi, am Seesufer entlang, bis Sie auf der andern Seite meine Bestie finden, 'ne Fuchsstute ist's, mit weißer Blesse. Und dort warten Sie gefälligst, bis ich Ihre Trakehnerin nachbringe!“

Ein leiser Schritt auf dem weichen Moosboden, die Rappstute am Weidenbusch wieherte auf . . . plätscherndes Wassergeriesel . . . aha, die schöne Unbekannte wand sich die nassen Haare aus . . . und schön war sie, das hatte er vorhin gesehen, als der rotblonde Kopf aus dem Wasser tauchte . . . Knistern und Rauschen von seidener Gewandung . . . die leichten Schritte entfernten sich, und nach ein paar Minuten erklangen die Hufschläge eines davongaloppierenden Gauls . . .

Henner bog sich hinunter, entleerte die Patronentasche des Ruffen vorsorglich ins Wasser, durchschnitt seine Handfessel und warf einen blanken Taler in die am Boden liegende schmutzige Mütze als Schmerzensgeld. Und als der von dem ungesügten Schlag Betäubte sich wieder zu regen begann, schwang Henner sich mit ein paar raschen Sätzen das steile Ufer hinauf. Oben aber mußte er an sich halten, um nicht laut aufzulachen, denn der Ruffe hielt sich mit der Linken den schmerzenden Kopf, mit der Rechten schlug er wohl ein paar Duzend Male das Zeichen des Kreuzes, wahrscheinlich, um einen neuen Angriff des Bösen abzuwehren, der ihm so unvermutet über den Hals gekommen war.

Auf dem Rückweg nahm Henner Säbel und Waffenschrock auf und wartete schüchternweise fast eine Viertelstunde lang, ehe er sich dem Platz näherte, an dem er sich verabredet hatte mit seiner schönen Unbekannten zu treffen gedachte. Nicht ohne ein merkliches Herzklopfen; denn das eben überstandene Abenteuer hatte sein Blut in Wallung gebracht, und in die leicht begreifliche Neugierde, Stand und Namen der von ihm geretteten jungen Dame zu erfahren, mischte sich ein seltsames Gefühl, fast wie ein Bangen vor kommender, folgenreicher Entscheidung . . . Und genau wie vorhin, als er den Ruf der Waldmahr zu vernehmen glaubte, flog ihm ein kalter Schauer über Hals und Nacken . . . nichts weiter als die verdammten Nerven! mußte er denken. Aber es war auch wirklich zu viel, was er sich in den letzten Wochen zugemutet hatte! Seit fast zwei Monaten schon die Kompanie an Stelle seines erkrankten Hauptmanns und mitten in der schärfsten Ausbildungsperiode, dazu die infamen Geldnöte, die einem das bißchen so notwendigen Schlafes verkümmerten, und in

jeder freien Minute dieses öde Einbläuen von allerhand geisttötendem Formelkram . . . etliche Male dazwischen, um auf andere Gedanken zu kommen, ein paar wilde Nächte mit reichlichem Alkohol, wovon die Nerven aber gerade nicht besser wurden . . .

„Darf ich jetzt endlich näher kommen?“ fragte er halblaut, ehe er durch die dichten Wacholderbüsche auf die kleine Lichtung trat, aber es erfolgte keine Antwort. Nur die brave Bessie stand da, wie er sie verlassen hatte, und hob leise wiehernnd den feingeschnittenen Kopf mit den rosigen Rüstern. Da

schwang er sich in den Sattel und ritt heimwärts, ein Gefühl bitterer Enttäuschung im Herzen.

Worauf er eigentlich gehofft hatte, vermochte er selbst nicht zu sagen, nur das eine empfand er, daß ein so schöner Abschied nicht recht in die Situation paßte. Uberschwenglichen Dank hätte er so wie so abgewehrt, denn er hatte ja nichts weiter als seine Pflicht getan, wäre für ein verkrüppeltes altes Weiblein dem rohen Patron genau so ans Leder gegangen, wie für diese elegante junge Dame mit dem halben Duzend funkelnder Brillantringe an den schlanken Fingern! Als sie hastig nach ihrem kleinen Strohhut griff, hatte es sich bei aller Diskretion doch nicht vermeiden lassen, daß ein leuchtendweißer Arm mit einer geradezu klassisch schmalen Hand für einen kurzen Augenblick in seinen Gesichtskreis kam . . . und dunkle Augen hatte sie über einer feinen, geraden Nase und einen schmalen, vollgeschürzten Mund . . . das hatte er ganz genau gesehen, als sie endlich mit prachtwoll ausgreifenden Stößen zum Ufer schwamm . . . dunkle Augen, die zu dem rotblonden Haar in einem seltsam reizvollen Gegensatz standen, und die er nach menschlichem Ermessen nun niemals mehr wiedersehen sollte?! Denn die schöne Unbekannte stammte sicherlich nicht aus der Gegend, alles, was sonst auf Weifen im Umkreise mit langen Kleidern in den Sattel stieg, hatte er ja in diesen Jahren so sattfam becourts und betanzt, daß er nach einem einzigen kurzen Blick schon hätte sagen können, das gehört dahin oder dorthin, nach Golbenau, Czymochen, Lipinsken oder wie die Güter alle heißen mochten, in denen es heirats-



Der Erstgeborene.

Gemälde von A. Larsen.

Photogravüre, Verlag von E. Steuber, Neapenbogen

jähige Töchter gab. Wenn aber irgendwo im engeren Kreis Besuch gekommen wäre, noch dazu ein so auffallend schöner, so hätte man doch im Waldeiner Jägerkasino am allerersten davon gehört. Also sicherlich etwas von jenseits der Grenze, vielleicht eine der Töchter des Barons von Smilecki auf Smilce, eines fabelhaft reichen polnischen Grandseigneurs und Preußenfressers, von dem neulich erzählt worden war, er wäre mit einem ganzen Troß und Hofstaat zu kurzem Besuch auf seinen Gütern eingetroffen. . . . Aber auch das war wohl eine falsche Fährte, denn eine polnische Aristokratin vom Schlage der Smilecki hätte so einem Wicht von Straschnil die Reitpeitsche um die Ohren geschlagen, statt sich vor ihm ängstlich im Wasser zu verstecken. . . .

Und als Henner so weit gekommen war in seinem stillen Grübeln, setzte er sich im Sattel zurecht, sagte laut: „Kabett, Primaner, Esel“ vor sich hin und gab der ungeduldig in die Gebißstange schäumenden Bessie den Kopf frei, um durch einen ausgiebigen Galopp die aufgeregten Nerven wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Was war denn eigentlich geschehen, daß er sich so „hatte“? Er hatte einer unbekanntem jungen Dame nicht ohne eigene Gefahr aus einer mehr als unbequemen Situation geholfen, diese junge Dame hatte es nicht für nötig befunden, sich zu bedanken — weshalb, mochte Gott allein wissen — damit aber auch jetzt Schluß, holla und basta! Das war doch wirklich kein Grund, sich in allerhand Sentiments einzuspinnen, wie man sie vielleicht hätte hegen dürfen, wenn man noch zu einer der obengenannten Jünglingskategorien gehörte, bei denen sich auf derlei Aventüren das bekannte schmerzliche Ziehen in der Herzgegend einzustellen pflegte, mit der gleichen Promptheit, wie etwa auf ein zu kaltes Bad der Schnupfen. . . . Aber ein uralter Oberleutnant und Kompagnieführer, dem sich auf dem Scheitel schon die Haare lichteten? . . . „Pfiu, Vogel, alter Tyras!“ sprach er lachend zu sich selbst und hielt die Affäre damit für endgültig abgetan.

Gedanken aber waren hartnäckiger als die lästigen Bremsen, vor denen man für ein paar Minuten wenigstens durch einen raschen Galopp ausweichen konnte! Und, während er sich krampfhaft bemühte, seine Aufmerksamkeit endlich wieder bei der „Sicherung der Etappenstraßen eines im Vormarsch be-

findlichen Armeekorps“ zu versammeln, begann es irgendwo im Kopf leise zu summen, bis sich daraus mit einem Male die klare Frage entwickelte, ob's denn wirklich gar keinen Anhaltspunkt gab, um herauszukriegen, in welcher Gegend des engeren oder weiteren Kreises diese dunkeln Augen und das rotblonde Haar heimatsberechtigt waren? Vielleicht, wenn er sich aufs Spüren verlegt hätte, so lange es noch Zeit war? Irgend einen gebahnten Weg vom Waldsee aus hatte sie mit ihrer Kappstute doch einschlagen müssen, und, wenn er in dem pulvertrockenen Sand auch die Hufspur nicht fand, so mußte es eben irgend ein anderes Zeichen geben. . . . ein paar Tropfen vielleicht, die aus ihrem feuchten Haar zu Boden gefallen waren, und an denen er ihre Fährte als ein kundiger Weidmann genau so sicher bestätigt hätte, wie die eines krank-geschossenen Wildes an den roten Schweißsprizern im weißen Schnee. . . . Und mit einem Male richtete er sich frohlockend in den Steigbügeln auf. „Halloh, Weidgeschell, bestätigt!“ Und daß er nicht schon früher daran gedacht hatte?! . . . Die Kappstute mit der Ransnase und dem weißen Zeichen an der linken Vorderkessel, die kannte er doch! Nur früher, da war sie unter einer anderen Reiterin gegangen, aber bei der konnte man sich doch so nebenher und ganz unauffällig erkundigen, woher es kam, daß die Trakehnerin heute eine rotblonde getragen hatte mit dunkeln Augen? . . . Und er griff in die Zügel, wendete kurz auf der Hinterhand, um nach einem geräumigen Trab zwischen den letzten hohen Stämmen aufs freie Feld hinauszusprennen, über einen Wiesen-schlag mit breiten Gräben, Hecken und Zäunen seinem Ziel zu. Fern am düstigen Horizont aus dunkeln Partmassen aufragend ein schartiger Turm mit schlanker Flaggenstange, die vor Zeiten das schwarze Kreuz im weißen Feld getragen hatte, ein uraltes Wahrzeichen aus längst vergangenen Tagen, in denen unter den Kittern des deutschen Ordens auch die Sacrowe gegen slawische Übermacht gekochten hatten. . . . Und wer mochte wissen, ob nicht eben diesen Weg, den er heute zu leichtem Abenteuer ritt, schon mal einer aus seinem Geschlecht gezogen war, im Eisenkleid freilich und wohl hinter ersthäufigerem Ziel her als rotblondem Haar und einem Paar dunkler Frauenaugen?! (Fortsetzung folgt.)

Ernst von Bergmann.

Von Professor Dr. E. Posner.

Die alte deutsche Kleinstaaterei hat neben so manchem Übel, an dem wir heute noch krankten, uns auch einige segensreiche Erbstücke hinterlassen, die freilich nicht sowohl der äußern Entwicklung und Weltstellung unseres Vaterlandes zugute gekommen sind, als vielmehr seinem innern Ausbau, seiner reichen Entfaltung auf den Gebieten des Geistes, des Wissens und Könnens. Die vielerlei Mittel- und Anziehungspunkte, die kleine Fürstenthümer und Freie Städte bildeten, gestatteten den einzelnen Stämmen, ihre Eigenart beizubehalten und fortzupflanzen. Hohe Schulen und Künstlerwerkstätten, Handelsmetropolen und Fabrikationszentren konnten, je nach Überlieferung, Liebhaberei und geographischer Lage, sich aufs reichste entwickeln; heute noch bildet diese vielfache Gliederung einen Hauptstolz unserer Nation, ja, sie bildet ihn eigentlich erst jetzt, nachdem sich alle Teile willig dem Dienst des großen Ganzen untergeordnet und an ihm ihrerseits erst Rückhalt, Zweck, Grundlage gewonnen haben. Auch über die politischen Grenzen unseres Vaterlandes geht dieser friedliche Wettbewerb der deutschen Stämme hinaus. Gern zählen wir wenigstens geistig diejenigen zu den Unfern, die jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle in den Ostmarken ihre Art wahren; die Söhne der Schweizer Berge stehen mit uns in regem Geistesaus-tausch;

und mit tiefstem Mitgefühl verfolgen wir die Schicksale der alten deutschen Ansiedlungen in den baltischen Provinzen, nehmen warmen Anteil an ihren Bestrebungen zur Erhaltung ihrer geschichtlichen Überlieferung, sehen mit Bewunderung, wie sie verstanden haben, mit diesen Zielen stets die Treue gegen ihr Vaterland zu verbinden. Und wer die Geschichte des Geisteslebens in Deutschland im letzten Jahrhundert schreiben wollte, würde an mehr als einem Beispiel zeigen können, wie gerade die Ostprovinzen auch uns zahlreiche Männer geschenkt haben, denen ein reger, schöpferischer Anteil an dieser Entwicklung zukommt.

Die alte Universität Dorpat, die leider nicht nur ihren ehrwürdigen Namen, sondern auch einen großen Teil ihrer hohen Bedeutung eingebüßt hat, ist die Pflanzschule, aus der viele treffliche Gelehrte, Forscher und Staatsmänner hervorgegangen sind. Insbesondere stand von jeher auf ihr die medizinische Fakultät in hoher Blüte, und es war noch bis vor kurzem nichts Seltenes, daß tüchtige Männer aus dem Reich einem Ruf dorthin folgten, sowie, daß umgekehrt Dorpater Professoren an deutsche Hochschulen gerufen wurden. Und wenn wir heute mit Stolz sagen dürfen, daß die deutsche Medizin, insbesondere die deutsche Chirurgie, im ehrenvollen Wettstreit der Nationen sich zu einer führenden Rolle auf-



Ernst von Bergmann.
Nach einer Photographie.

geschwungen hat, so sind nicht zum wenigsten die trefflichen Kräfte daran beteiligt gewesen, die auf der baltischen Hochschule ihre strenge wissenschaftliche und praktische Schulung empfangen haben!

Ernst von Bergmann ist am 16. Dezember 1836 zu Rujen in Livland geboren, einer dort eingesehnen Familie entsprossen, aus der zahlreiche geistliche Herren hervorgegangen sind. Im deutschen Pfarrhaus stand auch seine Wiege. Seine wissenschaftliche Ausbildung genoss er vorwiegend auf der Universität Dorpat, wo insbesondere Männer wie von Adelsmann und von Ottingen — beides Namen besten Klanges — Einfluß auf seine Entwicklung gewannen; ihr gehörte er von 1854 bis 1860 als Student an, dort gewann er den Dokortitel, dort verbrachte er seine Assistentenzeit und begann 1864 seine akademische Laufbahn als Dozent. Eine Studienreise nach Deutschland brachte ihn mit den hiesigen Chirurgen in nähere Beziehung; in Königsberg trat er noch einmal in ein Assistentenverhältnis zu Wagner — und in jene Zeit fällt auch seine erste Betätigung als Kriegschirurg: der böhmische Feldzug 1866 sah ihn in der preussischen Armee. Und als 1870 der französische Krieg ausbrach, der kaum je dagewesene Anforderungen an die militärärztliche Tätigkeit stellte, da trat Ernst von Bergmann zunächst in Berlin zur Armeereserve ein, wirkte unter Richard Volkmann und Theodor Billroth in Mannheim im Reservelazarett, übernahm dann als dirigierender Arzt das Barackenlazarett in Karlsruhe und leitete in der Zeit, die bis zu dessen Fertigstellung verlief, Sanitätszüge, die zur Evakuierung Verwundeter ins Innere Frankreichs gesandt wurden. Hatte es damals auch schon den Anschein, als würde er dauernd der unsere bleiben, so ging diese Hoffnung zunächst doch noch nicht in Erfüllung. Die Verhandlungen mit deutschen Universitäten zerschlugen sich. Daher folgte Bergmann noch 1871 einem Ruf nach Dorpat, als Nachfolger seines alten Lehrers von Adelsmann. Seine dortige Lehrtätigkeit wurde nach einigen Jahren von neuem durch kriegerische Ereignisse unterbrochen: der türkische Krieg im Jahr 1878 rief ihn wieder zur Armee, diesmal aber in der Stellung eines konsultierenden Chirurgen. Bergmann machte im Hauptquartier des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch die gewaltigsten Ereignisse dieses Feldzuges mit — den Donauübergang und die Erstürmung von Plewna — und hatte somit reichste Gelegenheit, Erfahrungen auf dem Gebiet der Kriegschirurgie zu sammeln, die ihm so viel wichtige Errungenschaften dankt. Bald nachher aber erfolgte seine endgültige Übersiedlung nach seinem neuen Vaterland. 1878 übernahm er die Professur für Chirurgie in Würzburg; und als 1882 die Direktion des chirurgischen Klinikums zu Berlin durch von Langenbecks Rücktritt erledigt war, richteten sich aller Blicke auf Bergmann, der denn auch dem Ruf auf diesen durch Tradition und Bedeutung höchsten Platz, den ein deutscher Chirurg einnehmen kann, folgte — hier hat er seither eine segensreiche, an wissenschaftlichen und praktischen Erfolgen wie an äußeren Ehren gleich reiche Tätigkeit entfaltet.

In früherer Zeit beschränkte sich die Aufgabe des Chirurgen wesentlich auf die möglichst kunstgerechte aber handwerksmäßige Ausführung von Operationen; es ist noch nicht allzulange her, daß der „Wundarzt“ als eine untergeordnete Persönlichkeit dem eigentlichen Arzt gegenüberstand. Dies Verhältnis ist in der Neuzeit von Grund aus umgestaltet worden; nicht bloß ist der Zug der Zeit überhaupt jetzt ein „chirurgischer“ geworden, das heißt, man hat eine große Zahl von Erkrankungen, die früher als ganz unangreifbar galten, mit dem Messer zu behandeln gelernt, sondern es hat sich auch die Chirurgie im ganzen auf eine streng wissenschaftliche Grundlage gestellt und alle, von andern Zweigen der Medizin gelieferten Forschungsergebnisse selbständig zu verarbeiten und weiter zu entwickeln getrachtet. Das läßt sich am besten am Beispiel der Wundkrankheiten zeigen. Wenn ein Mensch durch Zufall eine blutige Verletzung erlitt oder auch, wenn ihm vom Arzt eine solche absichtlich bei der Operation zugefügt wurde, so erhob sich bis vor kurzem

immer als Schreckgespenst die Gefahr der sogenannten Blutvergiftung, das heißt einer zur Wunde hinzutretenden fieberhaften Allgemeinkrankheit, durch die nicht bloß an sich geringfügige Verletzungen einen sehr bedenklichen Charakter annehmen konnten, sondern die auch oft genug die erhoffte Heilung bei der Operation vereitelte und, statt der Rettung, den Tod des Kranken verursachte. Diese Blutvergiftung bedrohte den Verwundeten auf dem Schlachtfeld so gut wie den Operierten im Krankenhaus; die Furcht vor diesem entsetzlichen, durch keine ärztliche Kunst zu bannenden Zustand lähmte die Hand des Chirurgen bei irgend größeren Eingriffen und hemmte sein Messer, wo es galt, mit kühnem Entschluß tiefe Krankheitsherde aufzudecken und zu entfernen. Einsichtige Köpfe erkannten frühzeitig, daß das ganze Schicksal der Chirurgie davon abhing, ob sie dieser Gefahren Herr zu werden vermöchte. Dazu war vor allem eine genauere Erforschung der bei der Blutvergiftung sich abspielenden Vorgänge notwendig. Mit dieser Arbeit sehen wir auch Ernst von Bergmann in seiner Dorpater Zeit beschäftigt. Damals forschte man eifrig nach der Natur der hierbei beteiligten Fäulnisgifte, und einige seiner ersten Arbeiten, gemeinsam mit Schmiedeberg, beziehen sich auf diesen als „Sepsin“ bezeichneten Körper. Als bald brach sich die Erkenntnis Bahn, daß diese chemischen Stoffe ihrerseits hauptsächlich Erzeugnisse der kleinsten Lebewesen, sogenannter Bakterien, seien, die auf die Wunden gelangen, dort forwuchern und Krankheiten erregen; der große englische Chirurg Lord Lister, dessen Name den Beginn einer ganz neuen Ära auf medizinischem Gebiet bezeichnet, war der erste, der in großem Maßstab und mit bewußter Folgerichtigkeit auf diese Erkenntnis seine neuen Methoden der Wundbehandlung gründete. Er war damals der Meinung, daß diese Krankheitserreger überall in der Luft verbreitet seien, und z. B. beim Operieren auf die Wunde gelangten. Daher suchte er — dies ist der Kern der sogenannten Listerschen Wundbehandlung — nicht bloß die Luft durch Verdampfen bakterientötender Mittel während der Operation zu reinigen, sondern brachte solche Mittel (namentlich die Karbolsäure) auch auf die Wunde selbst und bedeckte diese mit komplizierten Schutzverbänden. Die Erfolge dieser „Antiseptin“ waren glänzend, aber die weitere Forschung deckte hier doch noch einen bedeutungsvollen Jertum auf: nicht die Luftbakterien sind die Feinde — die Gefahr liegt vielmehr ganz wesentlich in der unmittelbaren oder mittelbaren Übertragung der Krankheitserreger von einer Wunde auf die andere durch direkte Berührung, durch Verbandstoff, durch Hand und Messer des Chirurgen selbst. Diese Erkenntnis, die erst möglich war, nachdem Robert Kochs geniale Methode einen tieferen Einblick in das Wesen der eigentlichen Krankheitserreger eröffnet hatten, wurde namentlich durch Bergmanns Verdienst auf die Chirurgie praktisch übertragen. Er zeigte — und hier darf auch seines allzufrüh verstorbenen Schülers Schimmelbusch nicht vergessen werden — daß an Stelle des Arbeitens mit bakterientötenden Mitteln wesentlich die Benutzung keimfreier (sterilisierter) Stoffe zu treten habe. Die Haut des Patienten, die Hände des Arztes, alles, was während der Operation mit ihm in Berührung kommt, muß frei von Krankheitserregern sein. Diese „aseptische“ Methode ist in der Bergmannschen Klinik bis in die feinsten Einzelheiten ausgearbeitet worden und gibt in ihren Grundzügen jetzt die Nichtschmur ab, nach der überall die Operateure verfahren. Auch auf die Kriegschirurgie, bei der man ja freilich mit viel schwierigeren Verhältnissen zu kämpfen hat als im wohl eingerichteten Spital oder selbst in der Landpraxis, hat diese Methode ihre sinngemäße Anwendung gefunden. Und wenn je wieder unsere Truppen im Feld zur Verteidigung des Vaterlandes sich den Kugeln der feindlichen Geschosse werden aussetzen müssen, so dürfen wir hoffen, daß auch dann die moderne Wundbehandlung ihren Segen erweisen wird. In einer trefflichen Gedächtnisrede auf seinen großen Vorgänger im Amt, Bernhard von Langenbeck, hat Bergmann (1888) mit martigen Strichen die Entwicklung

des preußisch-deutschen Militär-sanitätswesens gezeichnet; seither sind auch hier die neuen Fortschritte mit wachsamem Auge verfolgt und mit muster-gültigem Gelingen in die Tat umgesetzt worden. Auf eine Idee, die beim Militär-sanitätswesen in glücklichster Weise durchgeführt ist, sind wohl auch die Bestrebungen zurückzuführen, die Bergmann neuerdings zugunsten eines regelmäßig organisierten ärztlichen Fortbildungswesens verfolgt. Unsere Militärärzte genießen seit langen Jahren den großen Vorteil, immer wieder in kurzen Zwischenräumen, durch Kurse, Übungen und Vorlesungen mit den jüngsten Errungenschaften, namentlich auf chirurgischem Gebiet, bekannt gemacht zu werden und Auge und Hand immer von neuem zu üben und zu bilden. Bei den Zivilärzten ist eine derartige Maßnahme als allgemeine Verpflichtung aus vielen Gründen nicht durchführbar, hier muß der gute Wille des einzelnen dafür sorgen, daß er stets auf der Höhe der Zeit sich erhalte. Eine neue Organisation, wesentlich aus Bergmanns Anregungen hervorgegangen und in dem glänzend eingerichteten Kaiserin-Friedrich-Haus zentralisiert, bezweckt nun, den Ärzten diese früher schon gebotene Möglichkeit durch zahlreiche, und zwar unentgeltliche Kurse immer mehr zu erleichtern. Diesem Prinzip ist überall lebhafteste Zustimmung gewiß und eine weitere Fortentwicklung dieser Einrichtung als staatliche Institution dringend zu befürworten. Die Fortbildung muß sich der Ausbildung der Ärzte anschließen, der ja neuerdings vom Staat die vortrefflichsten Kliniken mit allen modernen Hilfsmitteln zur Verfügung gestellt sind; gerade für den chirurgischen Unterricht gilt seit langer Zeit das königliche Klinikum zu Berlin als eine muster-gültige Stätte. Eine berühmte Rede von Bergmanns über die Entwicklung des chirurgischen Unterrichts in Preußen lehrt am besten, wie ernst es der große Kliniker gerade mit dieser Seite seiner Tätigkeit nimmt.

Was zum Besten der ärztlichen Ausbildung geschieht, das dient dem Allgemeinwohl; aber weit über diesen mehr mittelbaren Nutzen gehen von Bergmanns Bestrebungen, Verletzten und Berunglückten unmittelbare Hilfe zu bringen. Nicht nur daß, wie selbstverständlich, seine persönliche Kunst und die reichen Mittel seiner Klinik in diesen Dienst gestellt sind — mit weitem

Blick hat er auch erkannt, daß gegenüber den vielfachen, — dank der modernen Entwicklung des Verkehrs, der Fabrikation, der Bautätigkeit — immer steigenden Gefahren für Leib und Leben, namentlich in den großen Städten, eine immer erhöhte, stets bereite Vorsorge im gewaltigsten Maßstab getroffen werden muß. Die von ihm ins Leben gerufene Berliner Rettungsgesellschaft, die vor allem in umfassender Organisation sämtliche chirurgischen Krankenhäuser unserer Stadt in den Dienst dieser Sache gestellt hat, ist ein ebenso glänzendes Zeugnis für seine humane Gesinnung wie für seine Gestaltungskraft. Unermeßlichen Nutzen stiftet sie Tag für Tag — sie verdient vorbildlich zu werden für alle Bestrebungen ähnlicher Art!

Für den Fachgenossen würde das hier skizzierte Bild der Leistungen unseres großen Mitbürgers recht unvollständig sein: fehlen doch hier alle die Einzelleistungen auf chirurgischem Gebiet, die Zeugnis ablegen nicht bloß von dem hohen Können, sondern insbesondere von der eingehend wissenschaftlichen Vertiefung, aus der sie erwachsen sind. Als Beispiel hierfür mögen vielleicht noch seine Arbeiten auf dem Gebiet der Hirnchirurgie erwähnt werden, die besonders deutlich belegen, wie die Errungenschaften der inneren Medizin und Nervenheilkunde, richtig verwertet, zu glücklichsten Erfolgen auf diesen schwierig zu betretenden Pfaden zu führen vermögen. Bergmanns Tätigkeit als Chirurg ist in eine Epoche emigster Entwicklung gefallen. Nie zuvor waren der Ausübung eines Faches der Medizin so gewaltig, die Erfolge so glanzvoll, wie in dem Zeitraum seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Der neugewonnenen politischen Machtstellung unseres Vaterlandes entsprechend hat die deutsche Chirurgie, begünstigt durch das einsichtige Wohlwollen unseres Herrscherhauses, namentlich aber durch die persönliche Hingabe und Fürsorge der verewigten Kaiserin Augusta, sich zu nie geahnter Bedeutung und Größe entwickelt. Als einer ihrer vornehmsten Vertreter, dessen Wirken von bleibender Bedeutung für das Wohl unseres gesamten Volkes sein wird, wird allezeit mit höchster Ehre genannt werden: Ernst von Bergmann!

Meine Kasemattenhaft in Rastatt.

Von Karl Blind.

II.

Wohl zu Kriegsgefangenen erklärt, wurden wir am 29. September 1848 an die gewöhnlichen Gerichte verwiesen. Kaum war dies jedoch geschehen, so erfolgte ein neuer Versuch, uns vom Leben zum Tod zu bringen. Der Urheber war Karl Mathy, Mitglied der badischen Zweiten Kammer, ehemals als Verbannter in der Schweiz lebender Demokrat, Freund und Gesinnungs-genosse Mazzinis, 1848 bekannt oder vielmehr berüchtigt als der Mann, der seinen Wohltäter Fickler unter falscher Anschuldigung verhaftete und sich einen Ministerposten erwarb.

In Frankfurt ließ Mathy sich zum Abgesandten der Reichsgewalt nach Karlsruhe ernennen, um, gleich wie Graf Keller und Freiherr von Andlaw, unsere Hinrichtung zu erwirken. In Karlsruhe angekommen, erfuhr er jedoch, daß kurz vorher die Nachricht von der „Nichtkompetenz“-Erklärung des Standgerichts in Mühlheim eingelaufen war.

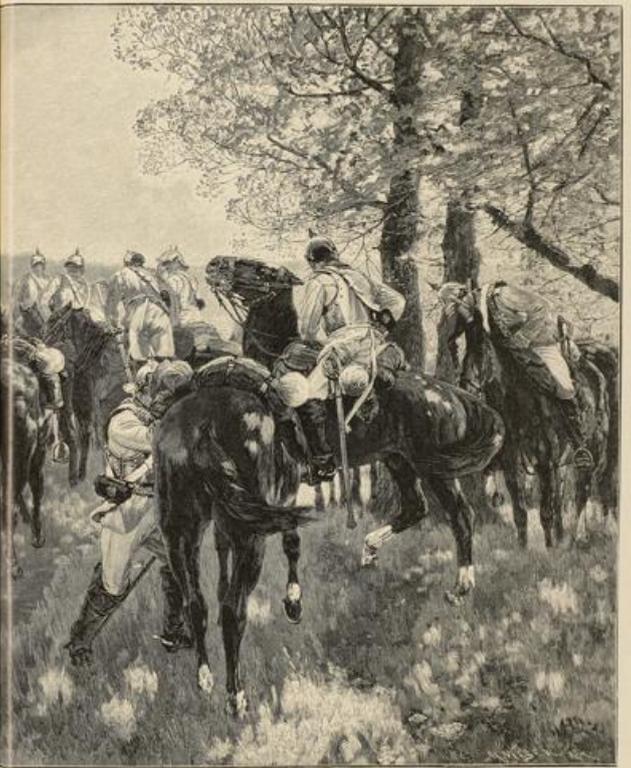
Daraufhin erklärte Mathy in einer Sitzung des großherzoglichen Staatsministeriums im Namen der Frankfurter Zentralgewalt seine Unzufriedenheit mit der badischen Regierung. Schon die Zusammenlegung des Standgerichts, sagte er, sei ein Fehler gewesen. Solche „Halbheit“ sei geeignet, zu entmutigen. Man müsse dafür sorgen, daß „die Ruhestörer unschädlich gemacht“ und „ihre Spießgesellen abgeschreckt werden“. „Wenn die Regierung nicht die Schwäche in diesem kritischen Augenblick ablegen und sich nicht entschließen könne,

die Kraft zu entfalten, die zur Rettung Deutschlands und ihrer selbst nötig sei, so bleibe der Zentralgewalt nur die Wahl zwischen zwei Wegen: entweder die Reichshilfe zurückziehen und der badischen Regierung zu überlassen, sich mit ihren eigenen Mitteln zu helfen, oder dafür zu sorgen, daß die Zügel der Regierung Badens in kräftigere Hände gelegt werden.“

Hier war eine offene Drohung ausgesprochen, daß, wenn die großherzogliche Regierung uns nicht auf den Sandhaufen niederstrecke, „ohne sich an Förmlichkeiten zu stoßen“ (Mathys eigene Worte), sie selbst ihrer Stellung entsetzt werden würde!

Der oberste Staatsminister Belf, ein entschiedener Gegner unserer Bestrebungen, erklärte in seinem späteren, gegen den Freiherrn von Andlaw gerichteten Werk „Die Bewegung in Baden“: eine Erfüllung der in den Mathyschen Drohungen gemachten Zumutung wäre ein „Justizmord“ gewesen.

Im übrigen ergibt sich aus Mathys Bericht, daß in der Konferenz im großherzoglichen Staatsministerium von seiten des lehteren zur Verteidigung bemerkt wurde, „es liege in der Besugnis des Reichskommissars, an der Zusammenlegung des Gerichts und seiner Anwendung auf Freischärler, die schon vor der Verkündung des Staatsrechts eingefallen waren, diejenigen Änderungen zu treffen, die er an Ort und Stelle für zweckmäßig halte“. Auch wurde versichert, die Regierung werde nicht unterlassen, mit allem Nachdruck gegen solche zu handeln, die nach Verkündung des Standrechts unter dieses fallen sollten.



Islandver.
Gerrit R. Rasmussen.

Es kam indessen nicht zu der von Mathy geforderten Einberufung eines neuen, aller „Hörlichkeiten“ entkleideten Standgerichts, da diejenigen, die es auf unsern Tod abgesehen hatten, einander gegenseitig die Verantwortlichkeit zuschoben.

In Baden selbst gährte es fortwährend stark. In Berlin und in Wien war die Bewegung noch im vollem Gang. Mathy persönlich fand es unter diesen Umständen geraten, seinen Beweis seiner geheimen Tätigkeit in Karlsruhe auf dem Leib zu tragen. Am Schluß seiner Zuschrift an den Reichsminister heißt es nämlich: „Diesen vorläufigen Bericht nebst Anlagen gebe ich zur Post, weil dieser Weg ebenso schnell und sicher scheint, als wenn ich sie bei mir tragen wollte. Heute abend gedenke ich in Frankfurt einzutreffen und behalte mir weitere mündliche Mitteilung vor.“

Es wäre doch etwas schneller als mit der Post gegangen, wenn er die für ihn verhänglichen Papiere mit sich gebracht hätte. Aber unter dem Volk war damals sein Spitzname „Psi“, und er hielt es für den Fall der Erkennung seiner Persönlichkeit bei der Fahrt nach Frankfurt für klüger, solche erneuten Blugrichtsvorschläge nicht in der Rocktasche zu haben.

Ich muß hier erwähnen, daß Mathy gegen mich persönlich ergrimmt war. Ich hatte seine kommende Abtrünnigkeit von der 1847 auf 1848 scheinbar noch von ihm vertretenen Volksache mehrere Monate vor der Märzrevolution vorausgesehen und in den bittersten Worten öffentlich im Druck vorausgesagt. Sein erster Anblick in der Karlsruher Ständeversammlung stieß mich unwillkürlich zurück. Sein Gesicht flöhte mir das Gegenteil von Vertrauen ein.

Als Mathy einmal in der Kammer doppeldeutige Worte fallen ließ, die mir wie eine Aneerbietung an den Hof klangen, gab ich eine satirisch gehaltene Schilderung seines Wesens, die unter den mir befreundeten Abgeordneten großes Erstaunen erregte, aber auch Unruhe. So hatte man sich ihn doch nicht vorgestellt. Als Gegenhieb versuchte Mathy die Regierung zu meiner Ausweisung aus Karlsruhe zu veranlassen. Dies wäre ein schlimmer Schlag für die „Mannheimer Zeitung“, das bedeutendste radikale Blatt, gewesen, deren Beilage, die „Landtags-Zeitung“, ich mit einem Bekannten zusammenstellte.

Indessen war Anfang 1848 die Hochflut der Volksbewegung unter dem Eindruck des Sieges der Eidgenossenschaft über den Sonderbund, die Vorgänge in Süditalien und der Reformbankette in Frankreich bereits so stark im Anzug, daß die Regierung meine Ausweisung nicht wagte.

Als die von Hecker und Gustav von Struve geplante erste Erhebung bevorstand, schlug Mathy plötzlich um. Auf eigene Faust verhaftete er an der Eisenbahn seinen Freund Fidler unter der erdichteten Anschuldigung landesverrätherischen Zusammenspiels mit französischen Angriffsgelüsten. Red behauptete er, urkundlichen Beweis dafür in dem Zimmer des hochgeachteten, gemäßigten liberalen Vorsitzenden der Ständeversammlung, des Professors Mittermaier, gesehen zu haben. Diese Angabe brandmarkte Mittermaier sofort als eine Erfindung. Der Zorn der Massen wurde dann so heftig gegen Mathy in seinem Wahlbezirk Mannheim, daß er nahe daran stand, der Volkswut zum Opfer zu fallen.

Als ich nach Fidlers Verhaftung von Frankfurt, wo ich des Vorparlaments halber gewesen war, über Karlsruhe zurückkehrte, um, obwohl an einer Wunde leidend, zu Heckers Freischar zu stoßen, teilte mir ein gutgesinnter Beamter der Zweiten Kammer mit, daß auch mein Name auf der Liste der zu Verhaftenden stehe. Als bald begab ich mich in Thiebaults Gasthof in Ettlingen, dessen Besitzer mir bekannt war und unserer Richtung angehörte, blieb dort über Nacht in Sicherheit, und fuhr dann rheinaufwärts, um mit Heckers Schar zusammenzutreffen. Ohne die Warnung jenes Beamten hätte Mathy schon damals seine Rache üben können.

Nachdem das Standgericht in Müllheim sich für nicht spruchfähig erklärt hatte, wurden wir, immer in den schweren

Ketten, nach Freiburg verbracht. Dort sperrete man Struves Gemahlin in eine enge, schmutzige Zelle und trennte sie von da an von ihrem Gatten. Wir Männer wurden weiter nach der Festung Kastatt abgeführt und zuerst in eine dunkele unterirdische Kaserne gesteckt, in der sich nichts befand als ein hölzerner Schragen, mit etwas Stroh bedeckt, auf dem für je zwei von uns eine dünne, alte, abgetragene Decke lag. Da schliefen wir in unsern Kleidern und Ketten.

Abends erhielten wir Suppe und nichts weiter, nachdem wir einen Tag lang nichts zu essen bekommen hatten.

Am nächsten Tag wurden wir in eine Kasematte zu ebener Erde verbracht, worin sich wieder nur ein Holzschragen fand. Kein Bett, kein Stuhl, kein Tisch; nichts auch, was zum Waschen dienen konnte. In einem kleinen, durch keine Tür geschiedenen Vorraum war die Anstalt für Befriedigung natürlicher Bedürfnisse für uns alle so greulich von Art, daß die Anhäufung und der ekelerregende Gestank jeglicher Beschreibung spottete.

Zuletzt kam der Befehl, uns zu trennen. Die satanische Absicht schien vorzuliegen, uns im Lauf der Tage und Nächte in eine immer tiefere Hölle der Leiden zu verlesen. Ich wurde in eine unterirdische Kasematte geführt, wo die unvollendete Mauer, die sie von einem anstoßenden, dunkeln Raum trennte, viele Lücken aufwies, gerade als habe eine Bombardierung stattgefunden. Die Tür war nach oben etwa um einen halben Fuß kürzer als die Füllung, so daß ein wenig Luft hereinkommen konnte. Aber welche Luft! Der unebene Boden der Kasematte war einfach Lehm. Ein feuchter Geruch herrschte, wie aus einem Grab. Ein steintragender Korb diente zugleich zum Trinken und zum Waschen, mittels einer kleinen Zehle. Weder ein Becken, noch Kamm oder Haarbürste wurde gegeben.

* * *

In dieser düsteren Höhle war ich nun allein. In der Nacht wurde der Schlaf beständig unterbrochen durch das unwillkürlich verursachte Hinabziehen der die Hand und den Fuß in entgegengesetzter Richtung fesselnden Kette, mit der man in den Kleidern, auf dem harten, mit wenig Stroh bedeckten Bretterschragen liegen mußte. Herumrennende Ratten verursachten oft ein weckendes Geräusch, über dessen Ursache ich mir, kaum halb wach, lange nicht klar wurde. Es war ein unbeschreiblicher Zustand der nächtlichen Marter. Dreimal am Tage — wenn Tag das richtige Wort ist — stellte ein Soldat etwas grobe Nahrung herein. Sonst erschien niemand.

Mit einer gewissen tüchtigen Verschärfung barbarischer Behandlung wurde ich spät nachts von einem Soldaten mit einer Stallaterne aus diesem gräulichen Loch heraufgeholt. Im Haar und Bart mit Strohhalmen bedeckt, hatte ich vor einem Untersuchungsrichter zu erscheinen. Die Laterne mit ihrem schwach flackernden Unschlittlicht wurde auf ein Tischchen gestellt. Dies ungewöhnliche nächtliche Verfahren sollte offenbar einen schreckhaften Eindruck machen, mich mit Furcht vor noch kommendem Schlimmerem erfüllen. Meine Antworten bewiesen dem Richter jedoch bald genug, daß dieser Versuch bei mir nicht gelingen werde.

Nach einiger Zeit wurden Struve und ich aus der Festung Kastatt in das Bruchsaler Zellengefängnis versetzt. Diesmal führte man uns, immer noch in Ketten, zu Fuß durch die Stadt und zwar unter der Bedeckung preussischer Truppen, mit einem Major an der Spitze. Je einer von uns wurde zwischen zwei Reihen Soldaten genommen. Ich erinnere mich, wie lächerlich kurz mir die Waffenröcke der im Stechschritt einhertretenden Beheute vorlaken.

Als wir am Gefängnistor anlangten, rief der Major, ein untersehter, stark beleibter Mann mit dickem, fuchsfarbenem Schnurrbart und einem zum Schlaganfall geneigten roten Kopf, mit schnarrender Stimme: „Nu begeben wir uns in ein Hotel. Da werden die Türen weit uffemacht, und dann jeschlossen — und für Sie nich wieder jöffnet! Juten Tach!“

Endlich nahm man uns die Ketten ab. Die Schlüssel waren die lange Zeit über verloren gegangen. Ein Schlosser mußte gerufen werden. Er hämmerte eine gute Weile daran herum, und das verursachte nicht wenig Schmerz. Ich ertrug es schweigend. Viele Wochen lang litt ich nachher noch an dem wunden Knöchel, der durch das beständige Reiben der Ketten während so vieler Tage und Nächte verletzt war.

Die Zelle in Bruchsal war ein paar Fuß lang und breit. Alles ganz sauber. Ein Streifen matten Glases an dem hoch oben angebrachten Fensterchen hielt das Himmelslicht ab. Das enge Matrazenbett, auf dem man sich nicht wenden konnte, wurde in äußerster Morgenfrühe an die Wand zurückgeschraubt. An der gegenüberstehenden Wand diente ein schmales Brett als Tisch; davor ein Bänkchen — beides unbewegbar.

Kein Stuhl. Keine Möglichkeit, sich während des Tages niederzulegen. Unmöglich, in der Zelle auf und ab zu gehen, wenn man nicht durch fortwährendes Drehen schwindlig werden wollte. In der Tür wurde die Nahrung durch einen kleinen Schalter hereingeschoben. Jeden Augenblick konnte der Gefangene von außen durch ein Guckloch betrachtet werden. Auf dem Gang lagen Matten, die ein totenähnliches Schweigen sicherten. Die Wärter glitten unhörbar darüber hin. Kein Ton drang durch die entsehlige Stille.

Ein Teufel, kein menschliches Wesen schien solche Einrichtung ausgedacht zu haben.

Wie bisher, wurde ich auch aus dieser Zelle keinen Augenblick während des Tages hinausgelassen. Alle Bedürfnisse hatte man innerhalb dieses Raumes zu befriedigen. Keine körperliche Bewegung. Kein Buch. Keine Beschäftigung irgend welcher Art. Mein Gehörinn ist stets ungemein scharf gewesen und ist es heute noch. Ich fühlte die Abwesenheit irgendwelchen Lautes so schmerzhaft, daß, wenn ich nachts schlaflos oder halbwach dalag, das nach irgend einem Ton begehrende Ohr sich selbst Wahngebilde schuf. Während einiger Nächte, zwischen Wachen und Schlummer, war es, als vernähme ich die Stimmen von Menschen, die man erwürge.

Wahrscheinlich erzeugte die in der engen Zelle furchtbar verdorbene Luft beunruhigende Traumbilder.

Bergebens suchte ich mich am Tage von diesen nächtlichen Schreckhaftigkeiten als von bloßen Hirngespinnneten zu befreien, um einer besseren Nacht entgegenzusehen. Nacht um Nacht kehrten die schaurigen Gebilde wieder. In der unterirdischen, aber geräumigen Kasematte zu Rastatt, mit ihren Lüden in der Wand und der zugigen Tür, hatte ich, trotz des nächtlichen Mattentreibens, keine so gräßliche Empfindung gehabt.

In Bruchsal konnte ich auch kaum Nahrung zu mir nehmen. „Sie werden sterben, wenn Sie nicht essen!“ flüsterte Matt, der Gefängniswärter, eines Tages teilnahmsvoll durch das Schiebloch. Es war mir gleichwohl unmöglich. Die groben Speisen fand ich auffällig ungesalzen, als wären sie absichtlich dadurch unverdaulich gemacht worden, um die Gesundheit zu zerrütten. Es war eine förmliche Folter. Gegen allen Gebrauch wurde mir, da doch kein gerichtliches Urteil noch erfolgt war, nicht gestattet, aus meinem eigenen Geld, das uns bei der Gefangennahme abgenommen worden, irgendwelches Nahrungsmittel beschaffen zu lassen.

Ich hatte mir vorgenommen, alles ohne ein Wort der Klage zu dulden. So furchtbar aber litt ich nun, daß ich endlich um ein wenig Salz und einige Trauben für mein Geld bat. Allein trotz seines Mitleides wagte Matt, da er selbst von seinen Mitgefängniswärtern beobachtet wurde, es nicht, auch nur ein bißchen Salz zu bringen. Mein Verlangen, sagte er, sei von der Behörde abgeschlagen worden!

Eines Tages ging das Schiebfenster auf, und ein preußischer Offizier schaute herein und machte eine höhnische Bemerkung. Ich wandte ihm den Rücken zu, und er ging knurrend weg.

Mitten in der Nacht wurde einmal die Zellentür geöffnet. Ich lag wach da, obwohl mit geschlossenen Augen. Ein Gefängniswärter trat mit einer Laterne herein, die er mir

plötzlich ins Gesicht hielt. Ich sollte geschreckt werden. Hinter ihm kam eine andere Gestalt, mit einem scheußlichen Grinsen in den Zügen. Kaum traute ich meinen Augen. Ich betrachtete den Menschen genauer . . .

Ja, er war es, Massa, der Spizel, der uns Ende Februar in Karlsruhe verraten, und vor dem ich schon damals gewarnt hatte, nachdem unser Freund Peter Alfred Michel ihn als einen der Verlässlichsten und Entschiedensten, angeblich einen „vortrefflich gefinnenen Arbeiter“, eingeführt hatte und trotz meiner leisen Abmahnung dabei blieb.

Mit einem teuflischen Lächeln schaute der Spizel mich einige Minuten an und schlich dann mit dem Wärter wieder hinaus. Diese nächtliche, bühnenhaft angeordnete Erscheinung war augenscheinlich darauf berechnet, den Geist eines Gefangenen, der gleich einem wilden Tier im Käfig gehalten wurde, ohne körperliche Bewegung, ohne irgend eine geistige Beschäftigung, nach Möglichkeit zu stören. So verließen die wenigen entsehligen Tage und Nächte in Bruchsal.

* * *

Dann wurden Struve und ich wieder nach Rastatt zurückgeschafft. Abermals unter soldatischer Bedeckung, gleich Kriegsgefangenen, da man offenbar wieder einen Befreiungsversuch fürchtete. In der Festung stellte uns General Hinkeldey, ein bekannter äußerster Rückschrittmann, in sonderbarer Weise an eine Mauer. Die Leute traten so an, als solle „Feuer!“ kommandiert werden. Eine Trommel wurde gerührt und von einem Unteroffizier etwas verlesen, dessen Inhalt wir nicht verstanden — ausgenommen, daß unsere Namen darin vorkamen. Es sah wie eine Vorbereitung zur Hinrichtung aus.

Plötzlich erscholl der Befehl, uns abzuführen, und jeder wurde in eine besondere Kasematte gebracht; diesmal oberhalb des Erdbodens. War diese Zelle — so konnte man sich fragen — zu unserm letzten kurzen Ruheplatz bestimmt?

Ich war nach allem, was vorhergegangen, meiner vollkommen gewiß, bei öffentlicher Hinrichtung ein Beispiel von unbedingter Festigkeit geben zu können. Die Aussicht, hinter Festungsmauern insgeheim abgeschlachtet zu werden, ohne Zeugen, die im Notfall einer Verleumdung hätten widersprechen können, quälte mich dagegen sehr. Ich schritt das Kerkergemach nachdenkend auf und ab. Mit einem Male kam mir, in der Erinnerung an frühere Gefängnisbefahrungen, der Gedanke, die Zeichen an der Ecke einer Bettdecke nachzusehen. Ich fand, daß es die Zeichen des Zellengefängnisses von Bruchsal waren, aus dem wir soeben gekommen.

Mit Bligesschnelle schloß ich: Wenn man es der Mühe hat wert gehalten, diese Sachen von Bruchsal herzubringen, so zeigt das klar, daß wir hier auf einige Zeit verbleiben.

Damit war ich so weit beruhigt. Ich erwartete nun eine Gerichtsverhandlung vor Geschworenen. Die Hinrichtung mit dem Schwert war allerdings auch dann noch möglich — ebenso freilich eine erneute starke Volksbewegung. Jedenfalls sagte ich mir, daß ich vor Geschworenen nicht sowohl meine Verteidigung führen würde, als vielmehr eine Anklage, wie sie vor Gericht nie gehört worden, gegen eine Fürstentherrschaft werde erheben können, durch die die deutsche Nation so tief heruntergedrückt worden war, daß sie zum Spott fremder Völker wurde.

Hinkeldey hatte sich augenscheinlich ein Vergnügen daraus gemacht, uns durch ein Gaukelspiel den Glauben beizubringen, als sollten wir sofort erschossen werden. Sein Gebaren hatte freilich einen uns damals unbekanntem, ernsthaften Hintergrund — nämlich jene Bemühung Mathys, ein neues, an keine „Förmlichkeiten“ gebundenes Standgericht zuzugehen zu bringen.

Im folgenden Jahr (1849) traf es sich so, daß nach der Erhebung von Volk und Heer zum Schutz der deutschen Nationalversammlung dieser selbe Hinkeldey mit mehreren Offizieren, die eine hoffnungslose Gegenrevolution versucht hatten und gefangen genommen waren, spät nachts im Rathaus zu Karlsruhe vor mich gebracht wurde. Ich war, da

unter Brentanos Leitung die Regierungsgeschäfte sehr lässig betrieben wurden, allein mit meinem Bruder Valentin aufgeblieben, um auf eigene Hand vieles zu erledigen, und unterzog die Gefangenen einem kurzen Verhör. Nachdem dies beendet war, trat Hindeldey ganz demüthig an mich heran und fragte mit sanfter Stimme: „Wollen Sie mir erlauben, lieber Herr Blind, meine Haushälterin zu sehen und mir von ihr meinen Schlafrock bringen zu lassen?“

Bei diesen Worten legte er seine Hand bittend auf meinen linken Arm. Ich schob seine Hand unwillig zurück und erwiderte: „Jawohl, Sie sollen Ihre Haushälterin sehen und auch Ihren Schlafrock haben! Aber ich heiße für Sie nicht lieber Herr Blind!“

Der schmale Streifen Kasematte, in dem ich nun in Mastatt eingesperrt war, hatte ungeheuer dicke Mauern und ein längliches, vergittertes Fenster hoch oben vom Zimmerboden. Ein Tischchen, ein Stuhl, ein Nachstuhl und ein Steinkrug, der zugleich als Trinkgefäß diente, bildete mit dem Bett die Ausstattung. In diesem hatte ich die folgenden achthalb Monate, von Oktober 1848 bis Mitte Mai 1849, zu verbringen, ohne je einen Augenblick an die Luft zu kommen. Es war, als wäre man lebendig begraben.

Ermüdet legte ich mich aufs Bett. Eine Koffhaarmatrage war da, so hart wie Holz, darunter ein Strohsack. Kein Kopfkissen; nur ein dreieckiges Stück ebenso hartes Koffhaarpolster.

Zum erstenmal fühlte ich wieder Eglust, nachdem ich den Tag über ohne Nahrung gelassen worden war. Spät abends, als ich schon zu Bett war, kamen Soldaten und ein Gendarm mit einer Schüssel Milchsuppe herein. Ein Unteroffizier leuchtete mit einer Laterne, während ich dies armselige Mahl genoß. Er sah mir mit offenbarem Ausdruck der Teilnahme zu. Dann wurde die Thür mit ihrem schweren Schloß und ihren dicken Niegeln geräuschvoll zugeworfen. Ich versuchte zu schlafen, fühlte aber eine scharfe Kälte aus den Mauern und dem schlecht schließenden Fenster kommen, unter dem sich das Kopfende des Betts befand. Die für das Lager dienende Decke war äußerst dünn; der kleine Ofen ungeheizt.

Außen auf dem Gang und im Hof unter dem Fenster standen Schildwachen. Etwa ein oder zwei Stunden mochten verfloßen sein, als ich aus dem Schlummer durch Tritte auf den steinernen Treppen geweckt wurde. Die Ablösung der Schildwachen fand statt. Ich hörte, wie ein Gewehr geladen und die Worte geschrien wurden: „Wenn der Gefangene auszubrechen sucht, schießen Sie ihn nieder!“

Wie ein solcher Versuch hätte gemacht werden können, war unbegreiflich. Bald aber sollte ich erfahren, daß die gleichen Drohworte Tag und Nacht bei jeder Ablösung wiederholt wurden. Diese nächtlichen Vorgänge bildeten eine neue leibliche und geistige Dual. Noch schlimmer: jede Nacht wurde die Thür alle paar Stunden geräuschvoll geöffnet. Da traten regelmäßig einige Soldaten und ein Gendarm herein, von denen einer mir stets die Laterne dicht ins Gesicht hielt. Sie sollten sehen, ob ich noch da sei! Eine ganz ausgeuchte „chinesische Tortur“!

Ich ertrag es schweigend, obwohl solche Barbarei einen Menschen zum Wahnsinn oder Selbstmord hätte bringen können. Meine Absicht war, gründliche, kalte Verachtung solcher Grausamkeiten und derer, die sie veranlaßt hatten, zu zeigen.

Tagesblätter zu lesen, wurde selbstverständlich nicht gestattet. In einer Zeit, wo jeder Tag die ungeheuersten politischen Wendungen bringen konnte, blieb ich während vieler Monate in völliger Dunkelheit über die Ereignisse. Zuerst wurde nicht einmal ein Buch gestattet. Viele Tage hindurch saß oder lag ich da, lediglich über meine eigenen Gedanken hinbrütend. Das Gehirn marterte sich unermüdlich mit fortwährenden, fruchtlosen Versuchen ab, die sargartige Abgeschlossenheit geistig zu durchdringen.

Wohl beobachtete ich den Gesichtsausdruck der Gendarmen und Soldaten, um zu erforschen, ob etwa infolge äußerer Vorgänge ein Hoffnungsstrahl vorhanden sei. Allein ich sprach kein Wort. Ich war zu stolz, irgend jemand auf den, wenn auch noch so irrigen Gedanken zu bringen, als sei eine Äußerung von mir ein Zeichen der Verzweiflung oder ein Versuch, mildere Behandlung zu erreichen.

So verging eine geraume Weile ohne irgend eine geistige Nahrung. Als einzige Unterbrechung in der grauenvollen Stille kamen — von den nächtlichen Martern abgesehen — die Verhöre vor dem Untersuchungsrichter. Sie fanden in der kleinen Wachtzelle zunächst meiner Kasematte statt. Dort hielten sich Tag und Nacht zwei Gendarmen auf — wahrscheinlich zugleich zu meiner Bewachung und zur Aufsicht über die im Gang und unter dem Fenster meiner Zelle aufgestellten Schildwachen. Bei den wenigen Verhören antwortete ich dem Untersuchungsrichter über unsere Erhebung höflich, aber fest, in Worten, die ihn über die Maßen erstaunten.

Endlich erhielt ich einige Bücher. Das erste war die Bibel; dann ein Werk von Guts Muths über Erdkunde. Die dichterischen Beschreibungen und die geschichtlichen Teile des Alten Testaments, in Luthers sprachgewaltiger Übersetzung, hatten stets als hervortragende Stücke hebräischer Schrifttum großen Eindruck auf mich gemacht. In der traurigen Einsamkeit des Kerkers las ich nun gern das Alte Testament mit seinen kräftigen Stellen gegen fürstliche Tyrannei. In Guts Muths' Werk waren die bunten, allerhand Völkerstämme darstellenden Bilder dem hungernden Auge ein erfreulicher Genuß. Ich las alles von Anfang bis zu Ende.

Mit dem Bett, dem Tisch, dem Nachstuhl, dem Ofen und einem, nach geraumer Zeit aus der Schweiz angekommenen Koffer, der einige meiner Kleider enthielt, war das enge Gemach so angefüllt, daß für Bewegung kein Raum blieb. Von einer als ganz ungewöhnlich geltenden Körperstärke, litt ich in solcher Haft unsäglich. Manchmal vermochte ich nicht dem Drang zu widerstehen, die schwere hölzerne Bettstatt in einer Art Ringewut emporzureißen und zu schütteln, um für die niedergehaltene Kraft etwas Ableitung zu erlangen.

Bald nachdem ich in den steinernen Käfig gesperrt worden war, kam ein neuer Schrecken. Die geringe, so oft durch nächtliches Eintreten der Wächter unterbrochene Ruhe wurde jetzt auch durch entsefliche Träume gestört. Ohne Zweifel war die Ursache die gleiche wie in der Bredjal — nämlich die bedrückende, verdoerbene Luft in der Zelle, aus der ich nie hinausgehen durfte, und andererseits die schmerzhafteste Härte der Kopfunterlage, die so steif war wie Holz. Ich suchte dies zu mildern, indem ich meinen Rock darüber legte, den ich bis dahin, im kalten Spätherbst, über die ärmlich dünne Bettdecke gebreitet hatte. Dann fröstelte mich aber um so mehr. Nichts weiteres wurde zur Erwärmung gegeben. Die Folge all dieser Leiden war, daß ich etwa drei Monate hindurch, Nacht um Nacht, von dem gleichen entseflichen Traum geplagt wurde. Meine liebe, ein paar Jahre vorher gestorbene Mutter erschien mir als eine geisterhafte Schreckensgestalt mit entstellten Zügen. Vergebens gedachte ich, wenn ich mich niederlegte, der großen Liebe, die sie mir stets bewiesen. Es war alles umsonst. Wenn die Nacht kam und ich irgendwelchen Schlafes teilhaftig wurde, erhob sich die gleiche furchtbare Traumgestalt, und ich erwachte mit einem jähen Schrei . . .

Dies hörte plötzlich ganz unerklärlich auf. Vielleicht geschah es, weil ich endlich, trotz der heftigen Kälte, nachts das Fenster etwas öffnete, ehe ich mich niederlegte. Selbst das hatte ich auf persönliche Gefahr hin zu wagen, denn sobald ich auf die hohe Fenstervertiefung stieg, hörte ich oft die Schildwache unten den Hahn am Gewehr spannen und einen drohenden Anruf tun. Dann sprang ich schnell auf den Tisch zurück und in die Zelle herab.

Allerlei vom Hopfen.

Von C. Falkenhorst.

Im Ufergebüsch und in feuchten, aber lichten Auenwäldern rankt bei uns der wilde Hopfen in die Baumwipfel empor. Er ist ein ausdauerndes Gewächs; im Winter sterben seine Ranken ab, unter der Erde jedoch bildet der Wurzelstock neue Knospen, die im Frühling erwachen und frische Ranken oder Neben treiben. Kommt der Hopfen im Sommer zur Blüte, so merken wir, daß die Pflanze zweihäufig ist; denn die einen Stöcke bedecken sich nur mit männlichen Blüten, die rispenartig sind und denen des männlichen Hanfes gleichen, die andern dagegen schmücken sich nur mit den grünlichen weiblichen Blüten, von denen 40 bis 60 die zapfenartigen Hopfendolden bilden. In den dachziegelartig angeordneten Deckblättern befinden sich besondere Drüsen, die ein bitterliches Harz, die Lupulinfrüchte, ausscheiden; außerdem ist in den Dolden ein ätherisches Öl enthalten, das ihnen den eigentümlichen Hopfengeruch verleiht.

Dieser Duft war es wohl, der schon frühzeitig die Aufmerksamkeit der Menschen auf diese in Europa, Asien und Nordamerika heimische Pflanze lenkte. In dem Hopfen erkannten die Völker Mitteleuropas eine Heilpflanze, der „beruhigende und öffnende“ Wirkungen nachgerühmt wurden. Als nun das Christentum nördlich von den Alpen vordrang, pflanzten die Mönche in ihren Klostergärten hin und wieder auch dieses heilsame Kraut und begannen es verschiedenen Getränken zuzusetzen. Bei diesem Probieren wurde eine wichtige Entdeckung gemacht. Der Hopfen vermählte sich mit dem Malz und veredelte in vortrefflicher Weise das seit alters her gebrauchte Bier. Die Kunst, aus gekeimtem und dann geröstetem Getreide allerlei Getränke zu bereiten, ist ja uralte. Aber dieses Bier hatte einen Fehler; es war wenig haltbar, verdarb rasch und mußte bald ausgetrunken werden. An Versuchen, ihm verschiedene aromatische Stoffe zuzusetzen, hat es nicht gefehlt, aber haltbarer wurde dadurch das Bier nicht. Erst als man der Bierwürze Hopfen zusetzte, war der große Wurf gelungen, und es steht fest, daß man gehopftes Bier zuerst in den Klöstern an der gallisch-germanischen Grenze herstellte.

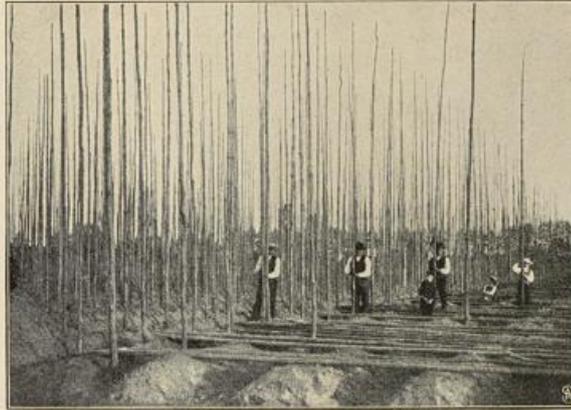
Die Verwendung des Hopfens breitete sich rasch aus, und nun sah sich der Mensch veranlaßt, die wilde Pflanze in seine Pflege zu nehmen und regelrecht den Hopfenbau zu betreiben. Nur der weibliche Hopfen war für ihn von

Wert, denn nur er liefert die würzigen Dolden, und so entschloß man sich bald, ihn durch Stecklinge zu vermehren, durch die mit Augen besetzten unterirdischen Teile der Hopfenrebe, die man im Herbst und im Frühjahr vom Wurzelstock abschneiden konnte. „Hopfenstecher“ werden diese Stecklinge von Fachleuten genannt. Der männliche Hopfen war im Hopfengarten nicht nur wertlos, sondern wurde bald sogar als schädlich erkannt. Man fand sogleich heraus, daß die Dolden, sobald sie befruchtet wurden und Samen bildeten, an dem köstlichen Aroma und den bitteren Würzen eine Einbuße erlitten. So rottete man den wilden männlichen Hopfen selbst in der Nähe der Hopfengärten aus. In der tausendjährigen Kultur haben sich auch bei dieser Nutzpflanze verschiedene Varietäten oder Sorten aus-

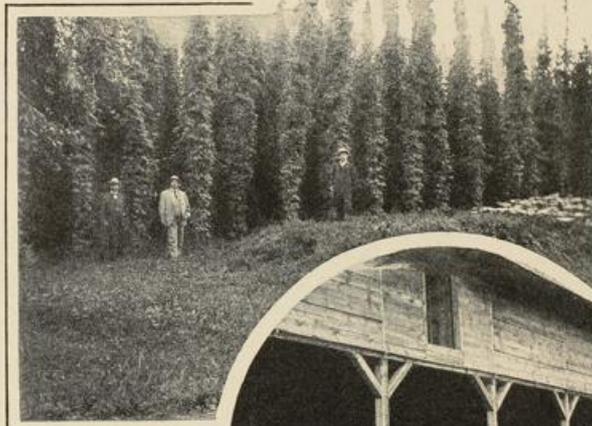
gebildet, so gibt es Frühhopfen, der zeitiger im Jahr den „Anflug“ bekommt, d. h. seine Blüten treibt, und den Späthopfen. Was aber die Güte der Dolden anbelangt, so ist diese im höchsten Maß von der Bodenbeschaffenheit und dem Klima abhängig. Dagegen läßt sich wenig tun. Der feinste Hopfen entartet doch nach Jahren, wenn er von einer günstigen in eine weniger günstige Lage verpflanzt wird. Als die besten Hopfenlagen gelten seit lange die Umgegend von Saaz in Böhmen und von Spalt in Bayern. Für die Hopfenproduktion ist Deutschland das wichtigste Land. In den letzten Jahrzehnten betrug hier die Anbaufläche 36000 bis 47000 Hektar, und der Ernteertrag schwankte zwischen 100000 bis 350000 Doppelzentner. Es gibt fast keine in größeren Mengen kultivierte Pflanze, bei der

Ernte und Preis solchen Schwankungen unterliegen, wie dies beim Hopfen der Fall ist. So wurden im Durchschnitt vom Hektar in den sehr schlechten Jahren

nur 2,5 Doppelzentner und in sehr guten bis 8 Doppelzentner geerntet, während der niedrigste Preis für einen Zentner 15 Mark, der höchste aber 800 Mark betrug. Bayern nimmt in Deutschland, was die Menge der Produktion anbelangt, die erste Stelle ein, dann kommen



Aufstellen der Stangen.



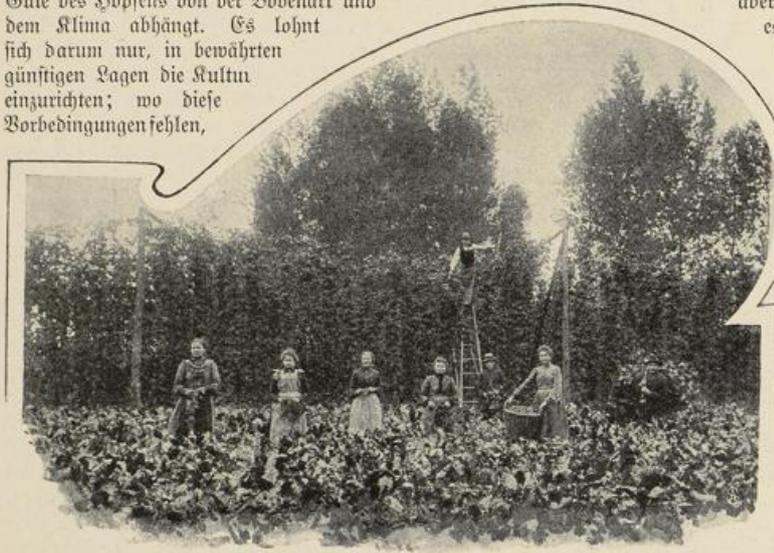
Im Hopfengarten.



Abpflücken der Dolden.

Württemberg, Elfaß-Lothringen, Baden und der Regierungsbezirk Posen. Ferner wird der Hopfen in England, in Österreich-Ungarn, in Belgien, in Russisch-Polen in größerem Maß angebaut, und in neuerer Zeit ist diese Kultur auch in den Vereinigten Staaten von Amerika zu hoher Bedeutung gelangt.

Wir haben schon erwähnt, wie sehr die Güte des Hopfens von der Bodenart und dem Klima abhängt. Es lohnt sich darum nur, in bewährten günstigen Lagen die Kultur einzurichten; wo diese Vorbedingungen fehlen,



Hopfenernte.

kann der Hopfengarten nur Verdruß und Verluste bringen.

Nachdem das Land zweckmäßig vorbereitet wurde, beginnt man im Frühjahr mit dem Stecken der Fescher. Je nach der Sorte des Hopfens pflanzt man die Fescher dichter oder weiter voneinander, so daß ihr Abstand 1 bis 1½ Meter beträgt. Die Fescher werden ganz mit der Erde bedeckt, und in der Regel beginnen sich schon nach 10 bis 14 Tagen die Triebe zu zeigen. Sind die Pflanzen 30 bis 40 Zentimeter lang geworden, so gibt man ihnen Stützen, an denen sie emporranken können. Seit alters her benutzte man dazu glatt geschälte Stämme von 20 bis 25 jährigen Fichten oder andern Bäumen, diese Hopfenstangen brauchen, wenn Frühhopfen gepflanzt wurde, nur eine Länge von 5 bis 8 Meter zu haben, bei Späthopfen müssen sie aber 8 bis 11 Meter hoch sein. Mit einem Loch Eisen bohrt man in einer Entfernung von 20 bis 30 Zentimeter von der Pflanze ein Loch vor und wirft in dieses von oben zielend die Stange hinein, worauf die Erde festgetreten wird (Abb. 1). Hierauf werden die jungen Neben um die Stange gebunden. Diese langen Stangen verleihen den Hopfenlandschaften ein charakteristisches Gepräge, aber sie werden jetzt seltener; denn seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ist man auf den Gedanken gekommen, im Hopfengarten sturmsicherere Gerüste zu bauen, die mit Drähten gespannt werden, auf denen dann die Neben emporklettern. Es gibt verschiedene Systeme dieser Drahtanlagen, bei den einen läßt man den Hopfen hoch wie an den Stangen emporstehen, bei den andern wird er gezwungen, sich mehr horizontal auszubreiten, und niedriger gehalten.

Was der Hopfenbauer sehen will, sind Blüten, und er muß darum bestrebt sein, die Pflanze zu möglichst reichem Blütenansatz zu veranlassen. Die Beobachtung lehrt nun, daß die Dolden wohl am obersten Ende der Rebe erscheinen, vor allem aber an den oberen Seitenzweigen auftreten. Der untere Teil der Rebe bis zu einer Höhe von 1½ Meter über dem Erdboden trägt keine Blüten, und auch

die von ihm ausgehenden Seitenzweige sind blütenlos. Darum verschneidet man den Hopfen, um die Ausbildung blütentragender Zweige zu fördern.

Die Ernte, welche die junge Hopfenpflanze im ersten Jahr bringt, ist nur gering an Menge, und der „Jungerhopfen“ läßt auch an Feinheit zu wünschen übrig; aber von Jahr zu Jahr erstarben die Pflanzen, es kommt in günstigen Jahren die freudige Erntezeit.

Je nach der Sorte der Pflanze und je nach der klimatischen Lage des Gartens bildet sich der Anflug von Mitte Juni bis Ende August. Pflückreif werden die Dolden, wenn sich an ihnen die ersten Zeichen des Absterbens bemerkbar machen, wenn ihr Grün ins Gelbliche hinüberspielt, wenn ihre Blätter „rauschen“, wenn man sie quetscht. Dieser wichtige Zeitpunkt muß genau abgepaßt werden; pflückt man die Dolde zu spät, so blättert sie sich inzwischen auf und verliert viel von den harzigen Lupulinkörnchen.

Früher erntete man den Hopfen derart, daß man die Neben abschnitt und sie nach Hause brachte, wo dann die Dolden abgepflückt wurden. Noch heute ist das vielfach der Fall, und wir sehen auf unserer zweiten Abbildung in einem Schuppen eine Schar von Arbeiterinnen auf diese Art beschäftigt. Man hat aber die Erfahrung gemacht, daß der Stoc durch dieses frühzeitige Abschneiden der Neben geschädigt wird, daß er dagegen im nächsten Jahr kräftiger gedeiht, wenn man nur die Dolden pflückt und die Neben bis zum Ende des Herbstes stehen läßt; er sammelt dann mehr Reservestoffe in seinen unterirdischen Organen. Man nimmt darum die Ernte derart vor, daß man in Stangenanlagen die Stangen mit den Neben niederlegt, die Dolden abpflückt und die Stangen wieder aufrichtet. Viel bequemer hat man es in Gärten mit Drahtanlagen, da man die Drähte leichter oben aushängen und dann wieder auf das Gerüst aufziehen kann.

Schon bei der Ernte wird der Hopfen fortirt, indem man weniger gut ausgebildete, verlaubte oder kranke Dolden bei Seite tut. Die frisch gepflückte Ware ist noch sehr feucht,



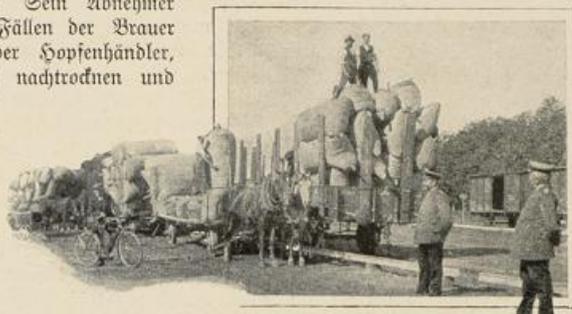
Trocknen des Hopfens.

oder in Schuppen, die dafür besonders gebaut sind. Der Hopfen wird auf dem Boden ausgebreitet und dann je nach dem Fortgang der Trocknung in Haufen von 20 bis 30 Zentimeter Höhe und zuletzt auf etwa 1 Meter hohe Haufen zusammengezogen. Je nach der Bitterung kann das Trocknen zwei bis drei Wochen dauern. In neuerer Zeit hat man für

die Dolden enthalten 60 bis 75 v. H. Wasser. Der Hopfen muß also getrocknet werden, und dies geschieht zumeist auf Böden

diesen Zweck besondere Trockenböden und auch mit Heizung versehen Hopfendarren eingeführt.

Ist alles so weit gediehen, so kann der Hopfen eingesackt werden, und wenn die Marktpreise günstig stehen, sieht der Hopfenbauer mit Freuden, wie die Säcke der Bahn anvertraut werden. Sein Abnehmer ist aber nur in seltenen Fällen der Brauer selbst, sondern zumeist der Hopfenhändler, der oft den Hopfen noch nachtrocknen und sortieren muß, bis er ihn an die Brauerei verkauft. Durch das Lagern verliert der Hopfen an Güte. Seit langer Zeit wurde darum der Hopfen konserviert, indem man ihn schwefelte, später kam noch der Verschluss in luftdicht schließenden Büchsen auf. In den letzteren erhalten sich die wirksamen Bestandteile der Dolden selbst Jahre lang, so daß die Brauer immer guten Hopfen zur Verfügung haben können. Seit hundert Jahren bereitet man auch Hopfenextrakte, indem man die



Verladen der Hopfensäcke.

würzigen Bestandteile der Dolden durch verschiedene Flüssigkeiten, Alkohol u. dergl., auszuziehen sucht. Diese Extrakte werden dann der Bierwürze zugesetzt. Mehr eignen sie sich zur Herstellung von Hopfenlikören, die in Belgien, England und Amerika sich einer gewissen Beliebtheit erfreuen. Es sei noch erwähnt, daß auch die Blätter und Neben des Hopfens in frischem und getrocknetem Zustand Nutzen abwerfen, indem man sie als Futter für Rindvieh und Schafe verwendet. Man will beobachtet haben, daß sie bei Kühen einen sehr günstigen Einfluß auf die Milchabsonderung haben.

In Hopfengegenden gibt unsere Pflanze auch für den Menschen ein schmackhaftes Gemüse. Man kann die Fenchel, die im Herbst geschnitten werden, im Keller in Erde einschlagen und bringt sie im Dezember in ein mäßig warmes Mistbeet, sie treiben dann üppig junge Sprossen, die wie Spargel zubereitet werden und auch ähnlich schmecken. Diese Hopfensprosse werden namentlich in französischen und belgischen Gärtnereien in Massen getrieben.

Ein wunderlicher Heiliger.

(4. Fortsetzung.)

Von Rudolph Straß.

Thomazine Rasmussen war länger, als sie anfangs gewollt, des Abends auf dem Ballfest geblieben. Da, im Trubel und Gelächter um sie her, schlug sie sich leichter diese ärgerliche Geschichte mit Kilian Böhm aus dem Kopf, als oben in der Einsamkeit ihres Zimmers. Und eigentlich amüsierte sie sich auch ganz gut. Erich Bardeleet war gegen sie aufmerksamer und ernsthafter denn je; die englischen Sudanooffiziere, seine Freunde, machten ihr den Hof und luden sie ein, doch nach Khartum zu kommen — dort wollten sie ihr zu Ehren eine Fahrt den blauen Nil aufwärts veranstalten, nach Faschoda hin, in Gegenden, wo sie noch Nilpferde und Krokodile sehen würde, und ein alter deutscher Pascha, der den roten Fes auf dem Grauhaar trug, hatte in seinem breiten Schwäbisch allerhand drollige Anekdoten erzählt, und der Morgen dämmerte schon drüben über den weißen Moscheen, die ersten Gebetrufe tönten schon von den Türmen, und in den Gassen der arabischen Altstadt lösten die Schreie der ersten Straßenhändler das nächtliche Gelläuf der gelben Hunde ab, als Thomazine Rasmussen sich zur Ruhe begab und auch sofort fest einschlief.

Aber am nächsten Morgen oder schon beinahe Mittag, während sie etwas blaß und übernächtigt unten im Garten nach dem Frühstück in einem geflochtenen Wiegestuhl saß, sich müde schaufelte, das Buch, in dem sie las, aus der Hand legte und vor sich hin sah und nicht recht wußte, was mit sich und der Welt beginnen, da kam allmählich immer mehr ein schweres Schuldbewußtsein über sie. Sie war zu hart und schroff gegen Kilian Böhm gewesen. Weil in einem Kreise wie dem gestern da unten nichts so schrecklich, geradezu tödend war, als die unfreiwillige Lächerlichkeit, deswegen hatte sie sich von ihrer Erbitterung zu weit hinreißen lassen. Sie hätte schonender, freundlicher zu ihm sein müssen. Sie hatte ihn doch nun einmal auf dem Gewissen. Ohne sie würde er jetzt noch friedlich draußen am Fuß der Cheopspyramide im Sand sitzen. Nur für sie war er aus der Wüste zu den Menschen gekommen, förmlich wie ein ungeschickter Hirte, der ein verlorenes Schaf retten will. Und daß er sich dabei weltfremd wie ein Mondscheinwandler benahm, dafür war er eben Kilian Böhm.

Wo mochte er nur gestern hingeraten sein, nachdem er das Hotel verlassen hatte? Erich Bardeleet, der kurz vor dem Lunch, gestiefelt und gespornt und über und über mit Staub bedeckt, vom Morgenritt kommend, einen Augenblick bei ihr vorsprach, brachte ihr Nachricht. Kilian Böhm war spät nachts noch von einigen deutschen Herren in einem Kaffeehaus gesehen worden, immer noch im Gesellschaftsanzug, aber seinen europäischen Hut hatte er auf der Straße an einen Neger verschenkt und seine engen Lackstiefel beim Kellner gegen alte türkischrote Lederbabuschken eingetauscht. Auch die weiße Binde war ihm abhanden gekommen, er hatte sie unterwegs im Mondschein an einem Palmenzweig befestigt, so wie die Mohammedaner aus Aberglauben Zeugstreifen an heiligen Bäumen zum Schutz gegen die bösen Geister aufzuhängen pflegten, und er sah im ganzen etwas abenteuerlich aus. So hatte er sich zu den Herren gesetzt, viel Pilsener Bier getrunken und, ohne auf die Vorfälle des Abends weiter einzugehen, stundenlang mit einem großen Redeschwall eine Theorie entwickelt, die die göttliche Allwissenheit auf natürlichem Wege löste. Nämlich: die Lichtwellen brauchten doch Zeit zu ihrer Fortbewegung, allerdings in einer Sekunde siebenmal um die Erde, aber immerhin, bis sie zu den nächsten Fixsternen oder gar in die Milchstraße hinein gelangten, sähe man dort nicht mehr, was sich in diesem Augenblick, sondern vor Stunden oder Tagen oder Jahren oder Jahrhunderten auf der Erde zugetragen, die Schlacht bei Luzen oder Cäsars Ermordung oder Buddhas erste Predigt von der Urart im Lustwald Ukkatha, und so zitterte die ganze Weltgeschichte bis zum Anfang aller Dinge als Lichtwelle durch das große Nichts, und die Zeit würde zum Naum, und beides sei nur eine Trübung des Nirwana, und er selbst sei auch betrübt, sehr betrübt. Und als er so weit gekommen war, habe er plötzlich bitterlich zu weinen angefangen, und sei in seinem Frack und seinen roten Pantoffeln und mit bloßem Kopf in die Nacht hinausgelaufen und verschwunden. Sein Bier habe er nicht bezahlt, das hätten die deutschen Herren für ihn getan.

Erich Bardeleet berichtete das alles ernsthaft, mit gedämpftem Ton. Er spottete jetzt nicht mehr über Kilian Böhm. Der war erledigt. Man mußte nur noch Thomazine Zeit

geben, sich voll von dieser herben Enttäuschung durchdringen zu lassen. Darum war er heute von einer ganz auffallenden Zurückhaltung und empfahl sich bald wieder. Aber als er ging, war sie erst recht von Reue und von Mitleid mit dem armen Kilian Böhm erfaßt. Sie sah ihn vor sich, wie er da schluchzend, mit geballten Fäusten, nachts durch die dunkeln Strahlen lief und ihr fluchte. Wie friedlich und harmlos hatte er seine Tage verbracht! Da hatte man ihn aus seiner Beschaulichkeit gerissen, ihn zum Gespött gemacht, und als er es zu toll trieb, wieder unsanft vor die Tür gesetzt — wirklich gleich einem lästig gewordenen Hofzweig, wie sie das einmal zu Bardefleet gesagt. Nun war er verbittert sein Leben lang. Und sein Leben war doch ohnedies schon arm und verloren genug.

Sie beschloß, ein gutes Werk zu tun und ihn noch einmal aufzusuchen, draußen an den Pyramiden. Heute noch. Da wollte sie mit ihm sprechen, ihm erklären, daß sie das gestern nicht so böse gemeint, und daß er schließlich doch auch selber durch seine Mißgriffe daran schuld gewesen, und dann von ihm endgültig Abschied nehmen. Dann hinterließ sie ihm eine klare und gute und versöhnliche Erinnerung und er ihr — wenn auch sein Bild — das Bild von früher — in ihr verblaßt und verschwunden war und nie wiederkehren konnte.

So fuhr sie des Nachmittags nach Ghizeh hinaus und ließ sich von einem Beduinen zu seinem Zelt führen. Und bald erdichten das riesenhafte Schattendreieck der Pyramide, das weithin den gelben Boden verdunkelte, und in ihm der kleine, gestickte und verblichene Leinwandplan, und vor dem Einschlupf ein Araber — ein Mann mit krausbärtigen, weichen Augen, eigentlich an sich schönen Zügen und tiefen, dunkeln Augen, der materisch in seinen weißen Burnus gehüllt, unbeweglich, in einer beinahe feierlichen Ruhe im Sand kauerte. Und sie erschrak beim Näherkommen förmlich vor sich selbst und vor der Wandlungsfähigkeit und Wiederkehr der Dinge. Das war wieder der Kilian Böhm von einst — der Weise — der Wunschlose — in das Geheimnis des Entfagens und Schweigens und Alleinseins Gehüllte — und all das Gestern war wesenlos geworden — so, als habe man nur von ihm etwas ganz Ungereimtes geträumt, das gar nicht zu ihm paßte und sich nur Gott weiß wie flüchtig mit der Vorstellung von ihm verbunden hatte.

Er blieb sitzen, als sie herankam, und schaute sie nur unverwandt an, so jammervoll, so trostlos traurig, daß es ihr ins Herz schnitt. Stumm, mit einer hastigen Bewegung, reichte sie ihm die Hand. Er nahm sie. Aber dann seufzte er tief auf und verhüllte plötzlich sein Gesicht mit einem Zipfel seines Mantels, gleich als dürfe er sie und die Sonne und die ganze Welt nicht mehr sehen. So blieb er und hielt dabei ihre Rechte immer fest, als Trost und Unterpfand ihrer Nähe. Und sie stand neben ihm und wußte nicht recht, was beginnen, und wurde allmählich ungeduldig, als sich nichts mehr unter den weißen Falten regte, und sah zum Überflus aus der Ferne, von den andern Zelten, noch ein paar Gestalten herankommen, die wahrscheinlich zu dem Einsiedler wollten — und so machte sie sich denn endlich frei und versetzte: „Ja, aber Herr Doktor Böhm, dazu bin ich nicht herausgekommen, um hier bei Ihnen Schildwache zu stehen. Seien Sie doch vernünftig! . . . Wir wollen doch in aller Ruhe miteinander reden . . .“

„Aber nicht hier!“ Kilian Böhm hatte sich aus dem Burnus gewickelt und sah scheu um sich. Er hatte nicht geweint. Aber seine Augen waren heiß und brennend. Eine sonderbare Unruhe lag darin. Sie schob es auf seine Furcht vor Störung, und da sagte er auch: „Nur keine Menschen jetzt! Kommen Sie! Kommen Sie!“

„Wohin denn?“

Er winkte ihr nur, ihm zu folgen, und stieg behutsam vor ihr her, mit lautlos im Sand versinkenden Schritten, mitten in das tote, gelbe Dünenmeer hinein, das sich unabsehbar vor ihnen dehnte, und in dessen ewigem Gleichmaß von Wellen und Tälern man sich hoffnungslos hätte verirren können, wenn

nicht dort drüben, als die riesigsten Wegweiser der Welt, die Pyramiden geragt hätten. Es war drückend heiß. Die Sonne glühte auf Thomafines Schirm und brannte auf ihren Schuhen. Und er schritt beharrlich fürbaß. Nachgerade wurde es ihr unheimlich, wie er sie immer weiter in dies Nichts hineinlockte. Sie drehte sich um und vergewisserte sich, daß ihr Araber ihr folgte, und nun machte auch Kilian Böhm plötzlich Halt — warum gerade an dieser Stelle, war unmerklich, denn es war eine Sandmulde wie jede andere — und kauerte sich da nieder und lud sie mit einer Handbewegung ein, neben ihm Platz zu nehmen, während der Beduine sich etwas abseits hinstreckte.

Um sie war tiefste Stille, so wie kaum anderswo in der Welt. Und das Auge sah nichts als das Zittern heißer Luft über gelbem Sand und darüber den tiefblauen, ewig klaren Himmel des Pharaonenlandes, in dem die Sonne langsam sank, und Kilian Böhm, mit seiner Fähigkeit, sich in die Dinge zu verlieren, deutete auf das Gestirn und sagte ergriffen: „Der große Rä! . . . Nun geht er schlafen! . . . Hören Sie das Schweigen?“

Der Rä, das war die Sonne. Das wußte sie und versetzte etwas ungeduldig: „Wir wollen doch lieber jetzt über näherliegende Sachen reden, Herr Doktor Böhm!“ Und er zuckte bei ihren Worten schmerzlich zusammen. Sie begriff: er fürchtete eine Flut von neuen Vorwürfen, und sie wollte das arme Geschöpf doch nicht wieder kränken und verbesserte sich hastig: „Was gestern geschehen ist, das ist natürlich abgetan! Das wollen wir vergessen, nicht wahr?“

Da erblickten sich seine vergrämten Züge. Er holte tief Atem und sah sie wieder mit jenem Blick der Dankbarkeit an, die sich sonst förmlich wie Hundetreue in seinen schwarzen, weichen Augen spiegelte. Aber jetzt war noch etwas anderes in denen — eine Glut — sie begriff es nicht ganz oder wollte es, mit einem leisen inneren Unbehagen, nicht begreifen und sagte heiter: „Es wäre doch schade, mit der Erinnerung an gestern abend auseinanderzugehen, Herr Doktor Böhm! Dazu sind Sie mir zu viel gewesen, in mancher Hinsicht. Ich reise ja nun bald ab, und da möchte ich Ihnen vorher aufrichtig dafür danken. Darum kam ich noch einmal zu Ihnen heraus!“

„Ach . . . Sie reisen doch nicht ab!“ sagte Kilian Böhm. Jetzt lächelte er still, aber nur einen Augenblick. Es war wie ein flüchtiger Sonnenschein . . .

„Doch! . . . Doch! . . . Und vorher müssen Sie mir heute noch ein bißchen von sich erzählen. Sehen Sie . . . Sie sprachen immer nur von den Pyramiden und der Ewigkeit und der Seelenwanderung, aber von sich selber nie! Und das möchte man doch wissen, wenn man einem Menschen so nahegetreten ist, in gewisser Art, wie ich Ihnen, und von ihm über die ernstesten und tiefsten Dinge Aufklärungen bekommen hat . . . und vielleicht könnte ich Ihnen auch ein wenig helfen oder nützlich sein, irgendwie, wenn ich nur erst weiß . . .“

„Was kann man denn wissen?“ sagte Kilian Böhm und wendete ihr voll sein Gesicht zu. In seinen Augen lag eine leise, sanfte und träumerische Hoffnung, so wie die ganze Zeit bisher. Er schöpfte eine Handvoll Sand vom Boden und blies hinein, daß die Körnchen flogen: „ . . . Das ist unsere Weisheit. Und wenn man gar nichts mehr weiß, nennt man sich einen Philosophen. Es gibt aber nur eine vernünftige Philosophie, die besteht darin, das Denken unter allen Umständen zu vermeiden. Und das kann ich nicht . . .“

Da entschlüpfte er ihr wieder und verlor sich in die Nebengänge seines einsamen Brütens und Schauens, und sie sagte, entschlossen, ihn zu stellen und zu Rede und Antwort zu zwingen: „Sie können doch nicht immer so gewesen sein, wie Sie jetzt sind, Herr Doktor Böhm?“

Er schüttelte den Kopf.

„Also, wie sind Sie's denn nur geworden? . . . Ich frage das doch nicht aus roher Neugier! . . . Ich nehme doch wirklichen Anteil an Ihnen! Glauben Sie mir!“

„Ja, wie soll ich das geworden sein?“ sagte Kilian Böhm und sah sie dabei so rätselhaft an, als wären all diese Worte

zwischen ihnen nur leeres Lippenwerk, als wäre etwas anderes, das in seinen Augen lag, das einzig Wahre. „Wer bin ich denn? Wissen Sie's? Ich nicht! Man lebt so viele Leben, nicht nur nacheinander, auch nebeneinander, da streitet eines gegen das andere, es ist ein Gedränge, ich finde mich selber nicht darin zurecht . . .“

„Aber Sie waren doch einmal ein Kind und hatten ein Elternhaus . . . damit sollten Sie anfangen!“

„Ein Elternhaus? Das hatt' ich schon . . .“ antwortete er zerstreut. „Ganz dicht am Wald! Wenn mein Vater auch Landarzt war, das Haus, das lag so, als ob es eine Försterwohnung wäre, so einsam. Der Wald war viele Stunden weit. Es gibt so schöne Buchenwälder da im Hessischen. Ich erinnere mich wohl. Ich träum' sie noch manchmal.“

„Und da sind Sie aufgewachsen?“

„Der Fehler ist, daß man lesen und schreiben lernt!“ versetzte der kleine Wüstenmensch neben ihr. „Lieber Gott . . . mit was allem pappeln sie einen groß . . . die Eltern . . . die Lehrer . . . ich hab's in mich hineingesogen wie ein Schwamm — ich war ein Wunderkind . . . auf dem Gymnasium, da war ich der Primus — und erst auf der Universität! . . . Liebes Fräulein Rasmussen!“ er machte große erschrockene Augen und dämpfte seine Stimme und beugte sich zu ihr hinüber, als müsse er etwas Schreckliches verraten: „ . . . das hätten Sie sehen sollen . . . da farrten mir die Professoren nur so ihren Schutt in den Kopf . . . eine Fuhre nach der andern — das ging wie in einen Abgrund — ich hatte immer noch Platz. Ich bin jetzt noch nicht bis zum Rand voll!“

„Ja — das glaub ich, daß Sie viel gelernt haben!“ sagte Thomafine Rasmussen, und er zog die Brauen hoch.

„Nennen Sie das lernen? . . . Von der Sonne da kann man lernen . . . oder vom Sand . . . aber wenn man immer nur so in fremden Köpfen herumspaziert . . . wenn ich aus einem heraus war, dann bin ich doch gleich in den nächsten gestolpert . . . und jedem hab' ich geglaubt — ich muß ja alles glauben und behalten, was man mir vorsagt — ich kann doch nicht anders — und jeder hat aus mir gemacht, was er wollte! Und das waren nicht nur Köpfe mit Brillen und Glazen . . . an manchen haben auch lange, lange Haare gehangen und . . . ach . . . das ist ein Vierteljahrhundert her . . . damals war ich ein hübscher Mensch . . . wissen Sie das?“

Er verstummte und schaute vor sich hin, mit einem sonderbaren, verstoßenen Lächeln. Galt das ihr? Oder jenen Erinnerungen? Ihr wurde ängstlich zumut. Und plötzlich gestand Kilian Böhm entschlossen: „Ich war schon damals verbummelt! Glauben Sie nicht, daß ich nicht manchmal weiß, daß ich verbummelt bin. Ich muß es wissen. Denn wer mich sieht, der sagt's! Und damals schon gab's einen alten, zahnelosen Mann . . . der lehrte mich Ägyptologie und Sanskrit und war mein Gönner — und der alte Professor sagte immer zu mir — das war zu komisch, wenn er sich so in seiner Verzweiflung in seinen paar weißen Haaren fraute: Es ist ein Jammer mit Ihnen . . . andere sind dumm und fleißig — und Sie haben diese Gaben und machen nichts daraus . . .“

„Ja — aber warum denn auch?“ fragte Thomafine, und der kleine Mann im Burnus schüttelte den Kopf — sorgenvoll — hoffnungslos — etwas erstaunt, wie man ihn so etwas fragen könne. „Ja — was soll man wohl tun? Es geschieht alles so mit einem — ich weiß auch nicht wie — das ist, wie wenn ein Ball durch die Luft fliegt — immer hin und her — der Vater wirft einen der Mutter zu — und der Lehrer dem Pfarrer, und dieser Professor jenem, und das Lieschen der Grete und ein Jugendfreund dem andern — und schließlich wird einem ganz dumm im Kopf! Und da haben sie gesagt: So — nun kann er Doktor der Philosophie werden . . . und haben mich mit meiner Weisheit verstopft und versiegelt und auf Reisen geschickt — mit einem Stipendium — hierher — um Mumien aufzurollen und wie eine Hyäne in den Gräbern von Leuten herumzuschmüffeln, die so gern schlafen möchten. In Alexandria bin ich gelandet —

mit dem Osterreichischen Lloyd — und mit einem Kofferchen in der Hand vom Schiff heruntergesprungen. War das ein blauer Himmel an dem Tag. Ach Gott ja!“

„Da waren Sie doch nun frei!“ sagte Thomafine.

Er seufzte tief auf und ließ die Arme sinken und hielt sein Gesicht gerade, fast ohne zu blinzeln, gegen die Sonne, die schon im Schwinden war und über seine Züge ein trügerisches Rot goß. Dann sprach er leise weiter: „Ja — da war ich die lebenden Menschen nun los. Aber dafür sind die toten Menschen aufgestanden — jetzt erst recht, wo man allein war gegen sie und nur Steine und Wüste um einen — und haben mich nur so hin- und hergezerrt — alle, die je etwas zu sagen gehabt haben — von Moses und Buddha bis zu Plato und Mohammed — und ich wußte ja so genau, was jeder gesagt hat — ich kann ja nichts vergessen — mein Hirn ist zäh wie Vogelleim — an dem bleibt alles kleben, und alles arbeitet gegeneinander. Jeder sagt das Gegenteil vom andern, da bleibt einem, wenn man nicht ganz verrückt werden will, gar nichts übrig, als der Kaffee und das Haschisch und das Pilsener Bier und die wilde böse Musik aus den Araberhainen. Die hat so etwas Quälendes und Töndendes, nicht? Sie zieht einen an sich . . . Es greift so alles nach einem . . . man geht dahin, wo man sich betäuben kann, und ihr seid alle so nüchtern, so verständig . . . da schlägt man sich zu denen drüben, den braunen Leuten in bunten Kleidern . . . den Tänzerinnen, den Eseltreibern, den Derwischen, das ist alles so anders, gar nicht mehr recht wie Menschen, das lebt und atmet nur und zeigt seine Zähne und lacht, und man schwimmt mit ihnen mit und geht in Mantel und Pantoffeln und . . .“

Er zuckte zusammen und brach ab. Er dachte wieder an gestern, wo er wieder einmal hatte Europäer sein wollen. Und Thomafine Rasmussen fragte: „Ja — und Ihre Wissenschaft? . . .“

Er lächelte trübe. Wieder streifte sie sein Blick. In dem brannte ein sanftes, beständiges Feuer. Er stützte den Kopf auf beide Hände und starrte vor sich hin und murmelte: „Wenn man alle Weisheit der Welt zusammengiebt, das ist wie ein großes Meer, in dem schwimmt man und schwimmt und kommt nicht ans Ufer, und taucht und kommt nicht auf den Grund, und will hinauf und kommt nicht an die Oberfläche, und kann nicht leben und nicht sterben . . . oh . . . das ist greulich . . . das ist hoffnungslos . . .“

Er kauerte sich in dem heißen Sand zurecht, so als ob ihn fröstelte. „Dann möchte man bloß nicht mehr denken,“ sagte er, „sondern still dastehen und die Sonne haben. Und an einem gleitet etwas vorbei, oder man gleitet an dem vorbei, und es steht still, und das ist das Leben, aber es tut nicht mehr weh und ist wie ein Traum, und um einen träumt es, und die Wüste liegt still und die Pyramiden rühren sich nicht . . . und wenn man auch noch einen Körper hat, der sich zuweilen aufrafft und nach Kairo bummeln geht, der kommt auch wieder, das ist nur wie Ringe im Wasser, die schließen sich . . . dann ist alles wie zuvor.“

„Kümmert sich denn gar niemand um Sie?“ forschte Thomafine Rasmussen leise. Und er verneinte, immer noch den Kopf zwischen den Händen: „Früher, da kamen zuweilen noch Stimmen von drüben — ein Brief — der Vater ist gestorben — die Schwester hat sich verlobt — ein Freund denkt an einen — das hat allmählich aufgehört. Jetzt ist längst alles stumm.“

Er schwieg. Thomafine Rasmussen auch. Sie wußte nicht, was sie ihm erwidern sollte. Das war ja so hoffnungslos, dies Verhängnis eines Menschen, der viel zu viel Geist und viel zu wenig Willenskraft besaß und im Mißverhältnis beider sich verzehrte. Und nun hub er wieder an, und es war förmlich ein verzücktes Funkeln in seinen sonst so sanften, stillen Augen: „Ach . . . was liegt daran, was war! Jetzt sind Sie da!“

Unwillkürlich rückte sie ein wenig zur Seite. Aber er rutschte ihr im Sande nach und fuhr fort, verklart, in einem

innigen Flüstern: „Einmal im Leben kommt die große Stunde. Die hat mir geschlagen. Sie sind in mein Leben gekommen. Da brennt jetzt das Licht — ein heiliges Licht . . .“

„Um Gottes willen . . . was soll denn das heißen?“ Sie machte einen Versuch, aufzustehen. Aber er ließ sie nicht dazu kommen. Er sprach leidenschaftlich weiter: „Hier sind all die andern Menschen, und da sind Sie! Sie sind ganz anders als alles übrige auf der Welt! Sie stehen ganz für sich allein. Sie sind ein Wunder. Und das ist mir widerfahren. Das hab' ich gleich das erstemal gemerkt, wie die Kotte Korah mich hier heimgejucht hat und Sie allein mich nicht verspottet haben. Da bin ich absichtlich an der Sphinx vorüber nach Kairo, weil die Araber mir sagten, dort wären Sie. Und wie ich kam, da haben Sie sich von den andern getrennt und haben auf mich gehört. Und wie Sie bei den Pyramiden standen, bin ich rasch dort hingefsprungen und war so selig, daß ich wieder zu Ihnen reden durfte, und so verzweifelt, wie ich Sie dann nicht mehr gesehen hab' . . . Da hab' ich den dummen Streich gestern gemacht . . . verzeihen Sie ihn mir . . . aber ich mußte doch zu Ihnen hin! . . . Nicht wahr? . . . Ich kann doch nicht mehr ohne Sie sein und leben . . .“

Nun hatte sie sich erschrocken erhoben. Aber er hielt sie am Saum ihres weißen Kleides fest. Er hatte sich nur halb emporgerichtet, so daß er vor ihr kniete und gläubig und flehend zu ihr hinauf sah wie ein armer Bettler oder wie ein Pilger zum Madonnenbild. Und so sagte er verträumt: „Sie sind mein Segen! Sie sind das Beste und das Höchste! Eine Heilige! In Ihnen erfüllt sich mir die Welt!“

Sie wollte sich befreien. Er ließ sie nicht los. „Wie können Sie das wagen,“ stieß sie atemlos hervor, „. . . mir das zu sagen . . .?“

„Aber Sie wissen es doch!“ Er lächelte erstaunt zu ihr in die Höhe.

„Das soll ich wissen . . .?“ Nun hatte sie sich frei gemacht und kämpfte mit den Tränen des Zorns. „Und dann, glauben Sie, wäre ich zu Ihnen herausgekommen?“

„Aber Sie kommen doch immer zu mir heraus“, sagte Kilian Böhm leise, voll Seligkeit. „Das ist doch heute schon das drittemal . . .“

„Aber doch nicht so . . . um Gottes willen!“ Sie wandte sich ab. Sie wollte fort, nur fort. Aber nun war auch er auf den Beinen und faßte nach ihrer Hand und bekam sie und das Blut stieg ihm vollends zu Kopf, und er stammelte unter feiner weißen Beduinenkapuze, halb ängstlich vor Glück, ihr ins Gesicht: „Doch! Doch! . . . Wir gehören zusammen . . . Und ich bin ja gar nicht so arm. Ich habe viel zu geben. Ich bin ein König, hier im Staub! Und Ihnen geb' ich alles . . . Sie lieb' ich . . . ich lieb' Sie . . . ich lieb' Sie . . .“

„Lassen Sie mich!“ Er wich vor ihrer Stimme seitwärts. Die Klang so hart, obwohl sie vor Schrecken und Beschämung bebte. So grausam Klang sie, voll Kälte und Stolz. Und so schaute sie ihn auch an, daß er ganz hilflos mit herabhängenden Armen da stand und allmählich immer mehr vergeistert wurde und ein bleicher Schein tiefsten, bittersten Grauens sich über sein Antlitz legte, und ihre großen, blauen Augen funkelten vor Zorn, während sie sagte: „Zurück! . . . Und wagen Sie nicht, mir zu folgen . . .“ Damit winkte sie ihrem Araber und eilte, so rasch sie konnte, durch den lockeren Sand den Pyramiden zu, hügelab, hügelab, über Steine und Schutt, atemlos, um nur recht bald in die Nähe von Menschen, nach der Station, in die Stadt zurückzukommen. Die Angst beslügelte sie. Sie lief und lief, immer ihren eigenen, gespenstlich langen Abend Schatten wie einen Wegweiser vor sich. Erst an der Fahrstraße wagte sie es, stehen zu bleiben und sich umzuschauen. Hinter ihr in der Wüste, ganz fern, schimmerte ein kleiner weißer Fleck. Das war Kilian Böhms Burmus. Und der weiße Fleck blieb, wo er war, und rührte sich nicht. (Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüten

Der 80. Geburtstag des Herzogs Ernst von Sachsen-Altenburg wird am 16. September mit besonderem Glanz gefeiert werden, auch der Kaiser beabsichtigt, zu diesem Tag in Altenburg einzutreffen. Herzog Ernst wurde in Eisenberg geboren, trat am 17. August 1845 in das Altenburgische Regiment ein und ist seit dem Krieg von 1866, den er auf Preußens Seite mitmachte, General der Infanterie. Auch im



Herzog Ernst von Sachsen-Altenburg.

Deutsch-französischen Krieg hat der Herzog mitgekämpft und sich bei den Belagerungen von Toul und Soissons das Eiserne Kreuz verdient. Der Herzog gehört zu den ältesten regierenden Fürsten Europas, er beging am 17. August vorigen Jahres das seltene Fest seines 60jährigen Dienstjubiläums als aktiver Offizier.

Bernhard Dernburg.

(Zu dem nebenstehenden Bildnis.) Der neue Leiter der Kolonialabteilung ist nicht, wie vielfach erwartet wurde, aus Beamten- oder Offizierskreisen hervorgegangen, sondern gehörte dem Kaufmannstand an und kann wohl als „self-made-man“ gelten, denn was er in der Handelswelt als Bankier und Leiter großer finanzieller Unternehmungen bedeutete, das dankt er eigener Kraft und Tüchtigkeit. Bernhard Dernburg wurde am 17. Juli 1865 in Darmstadt geboren. Der kaufmännische Beruf führte ihn ins Reich der „unbegrenzten Möglichkeiten“, nach Amerika, und es muß wohl der rechte Boden für seine junge Kraft gewesen sein, denn er stieg schnell empor,

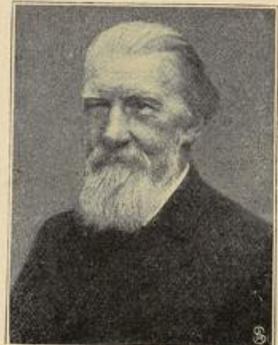


Bernhard Dernburg, der neue Leiter der Kolonialabteilung.

trat, nach Deutschland zurückgekehrt, in die Deutsche Bank ein, wurde zur Leitung der Treuhänder-Gesellschaft berufen und war seit 1901 in der Direktion der Darmstädter Bank. Als Aufsichtsrat war er an einer großen Reihe von Industrie- und Terrain-Unternehmungen beteiligt.

Wilhelm Raabes 75. Geburtstag

ist am 8. September d. J. von vielen mitgefeiert worden, die den greisen Dichter des „Hungerpastors“ und all der andern gemüth- und humorvollen Bücher nie von Angesicht zu Angesicht gesehen, und es ist wohl, soweit Deutsche wohnen, an diesem Tage in Liebe und Verehrung des Meisters gedacht worden, dessen Feder so köstliches, so Urdeutsches geschrieben hat. Raabe wurde zu



W. Müller-Stranef, phot. Wilhelm Raabe.

Eichershausen geboren, und die Stadt Braunschweig, in der er nun seit einem Menschenalter wohnt, ist ihm so zur Heimat geworden, daß er sie kaum je zu einer kurzen Reise verläßt. In ruhigen Bahnen spielt sich sein Leben und Schaffen ab, die Sorgen, die ihn früher oft bedrückten, sind geschwunden, friedlich und still ist der Abend des immer noch frisch und treudig Schaffenden geworden. Wir wissen uns mit einer nach Tausenden zählenden Verehrerschaft Raabes eins in dem Wunsche, daß der verehrte Meister sich noch lange dieser Schaffenskraft und des wachsenden Erfolges freuen möge.

Der jüngste Hohenzoller. Am 4. Juli d. J. taten die Kanonen im Lustgarten zu Berlin ihren ehernen Mund auf und verkündeten in 101 donnenden Salutbüchsen, daß im Marmorpalais zu Potsdam ein Prinz geboren, dem preussischen Königstum ein Thronfolger erstanden sei. Zwei Monate sind darüber ins Land gezogen; der kleine Mensch, auf dem so viel Hoffnungen, so viel treue, ehrliche Segenswünsche ruhen, hat angefangen sich zu entwickeln und zu erstarren, die Sorge um die zarte Wöchnerin ist befristeter Freude gewichen, und das stille Eltern-glück, das auf unserm Bild so herzerfreulich sichtbar ist, wird auch vom Volk mit empfunden als etwas menschlich Schönes und Rührendes. Glück auf Königsthronen ist selten, denn die Politik greift auch in das Privatleben der Herrscher hinein, schlägt die Fäden, bestimmt die Schicksale, ohne zu fragen, was das Herz dazu sagt. Im Hohenzollern-hause aber herrscht ein Familienleben, wie es inniger, wärmer auch am bürgerlichen Herd nicht gedacht werden kann, und in den sonnigen Frie-den solches Glücks hinein ward der Prinz geboren. Am 29. August wurde er auf den Namen Wilhelm getauft. Möge er im Sonnenschein der Elternliebe, in jeltiger Kindheit Kraft gewinnen für das schwere Amt eines Herrschers, zu dem er, menschlicher Voraussicht nach, dereinst berufen ist.

Parkanlagen in Großstädten.

Als im vorigen Jahrhundert die Städte mit dem Aufschwung der Industrie zu wachsen begannen, blieben bei ihrem Ausbau Fragen öffentlicher Gesundheitspflege so gut wie unberücksichtigt. Man war an das enge Zusammenwohnen neben- und übereinander gewöhnt, und zwar schon seit dem Mittelalter, wo das Gebiet der Stadt durch Mauern und Wälle eingengt war. Man blieb bei der alten Gewohnheit selbst dann, als die Festungswerke fielen, um so mehr, als eine freiere Bauart durch die Verteuerung von Grund und Boden erschwert wurde. Nur ausnahmsweise dachte man daran, in dem wachsenden Häusermeer grüne Oasen zu schaffen, räumte vielmehr rücksichtslos unter den schönen Privatgärten der Vorstädte auf. Heute weiß man die Bedeutung der öffentlichen Parkanlagen in Großstädten zu schätzen; man würdigt ihre erfrischende Wirkung auf den Stadtbevölkerung und bezeichnet sie treffend als die Lungen der Großstädte. Das Verknümmte ist allerdings gegenwärtig schwierig nachzuholen; man kann die Häuserreihen nicht niederreißen und an ihrer Stelle Bäume pflanzen. Daher ist auch der Besitz an Parkanlagen und öffentlichen Gärten in einzelnen Großstädten sehr verschieden beschaffen. So besitzt London 2486 Hektar solcher Anlagen, Wien 979, Berlin 487 und Paris gar nur 186 Hektar. Die absoluten Zahlen sind nicht entscheidend, man muß dabei auch die Bevölkerungsziffer in Betracht ziehen. Tun wir dies, so stellt sich folgendes heraus. Auf einen Bewohner Londons kommen 5,6 Quadratmeter öffentlicher Parkanlage, auf einen Berliner nur 2,8 Quadratmeter, und der Pariser

muß sich mit 0,7 Quadratmetern begnügen. Der Wiener verfügt über 6 Quadratmeter. Am günstigsten ist München gestellt; denn dort kommen auf einen Bewohner 1,3 Quadratmeter Parkanlagen. Von andern deutschen Städten seien erwähnt Hamburg mit 2, Leipzig mit 5,5, Breslau mit 6,7, Dresden mit 6,8, Köln a. Rh. mit 4, Stuttgart mit 4,6 und Chemnitz mit 1 Quadratmeter für je einen Einwohner. Auch die Ausgaben, die aus der Unterhaltung der öffentlichen Gärten den Städten erwachsen, sind sehr verschieden. In London betragen sie 55 Pfennig jährlich für den Kopf der Bevölkerung, in Berlin dagegen nur 20 Pfennig. Die Vereinigten Staaten von Amerika folgten gleichfalls dem Zug der Zeit. Nach der letzten Volkszählung besaßen sie 38 Großstädte mit mehr als 100 000 Einwohnern, darunter drei Millionenstädte, New York, Chicago und Philadelphia. Aber die Großstädte zeigen dort ein anderes Bild.

Die Städtegründer jenseit des Ozeans waren im Bauen nicht beschränkt, die angelsächsischen Einwanderer brachten aus ihrer Heimat die Sitte mit, im Einzelhause zu wohnen. Mietskasernen, Vogelkäfige, in denen die Menschen übereinander haften, gelangten dort nicht zur Ent-wicklung. Nur im geschäftlichen Mittelpunkt der Städte entstanden hohe Häuser, selbst Wolkenkratzer.

Aber der Amerikaner befragt in der City nur seine Geschäfte und wohnt in der Umgebung der Stadt zumeist in eigenem Familienhause. Die amerikanischen Großstädte haben darum eine sehr bedeutende räumliche Ausdehnung. Während der Flächeninhalt Berlins 6332 Hektar beträgt, wird die Gesamtfläche New Yorks mit 84 000 Hektar, die Chicagos mit 49 000 und die von Philadelphia mit 34 000 Hektar angegeben! Dabei haben die Amerikaner von Hause aus auf Schaffung öffentlicher Parkanlagen Gewicht gelegt. Chicago z. B. ist eine



Unser Kronprinzenpaar mit seinem Sohn Wilhelm.

Phot. G. Sieber, Berlin, 1901.

Gartenstadt im vollsten Sinne des Wortes. Eine Anzahl großer Parks umschließt die Stadt, und in ihrer Mitte sind mehr als zwanzig kleinere zerstreut; zusammen bedecken sie einen Flächenraum von 7,7 Quadrat-kilometern, d. i. 770 Hektar. In europäischen Städten zeigt sich in der Neuzeit das Bestreben, vom Innern der Stadt nach der Umgebung abzuwandern. Aber auch in den neu entstehenden Stadtteilen wird durch die Boden- und Spekulation das breitere freiere Wohnen erschwert, und auf die Anlage öffentlicher Parkanlagen nimmt man nur selten Rücksicht. In dieser Hinsicht sollten der Staat und die Gemeinden mehr Energie entfalten. Kaiser Joseph II. nannte den von ihm angelegten Augarten in Wien einen „allen Menschen gewidmeten Erholungsort“; für uns sind aber öffentliche Parkanlagen weit mehr: wesentliche Hilfsmittel zur Genußerhaltung des im steinernen Häusermeer arg bedrohten Großstädtlers.

Vom großen Fürkenschicken in Zwidau i. S. (Zu der Ab-bildung auf der umstehenden Seite.) Zur Erinnerung an einen der



Vom großen Fürstenschießen in Zwickau i. S.

glänzendsten und lustigsten Tage der Zwickauer Stadtgeschichte fand am 22. August d. J. auf dem Gelände der Zwickauer Gewerbe- und Industrieausstellung eine geschichtlich treue Nachahmung des großen Freischießens von 1573 statt. Ein imposanter Festzug, von dessen 32 Gruppen unser Bild eine wiedergibt, leitete die Festlichkeiten ein. Es gab ein buntbewegtes Bild von den farbenprächtigen Moden jener Zeit und bot in seinen drei Abteilungen eine reiche Fülle belebter Szenen. Jede Einzelheit war so treu der Vergangenheit abgelauscht, daß die Menge der Schaulustigen wohl denken konnte, sie träumte ein lustiges, 333 Jahre altes Märchen. Auch das fröhliche Tanzen am Abend fand statt, ebenso wie der üppige Schmaus der festfrohen Bürgerschaft. Ob es aber auch diesmal „14 Gerichte“ gab, wie

es auch diesmal am Schluß stimmte, „daß mancher da sein Haupt beschwert“, das können wir nicht verraten, möchten's aber wohl annehmen, denn die Trinksucht der Deutschen bei solchen Gelegenheiten ist gleich geblieben, wenn auch die Schützenfeste nicht mehr ihre alte, große Bedeutung haben. Bis zum 30jährigen Krieg bildeten diese Freischießen, die seit der Erfindung des Schießpulvers an Stelle der ritterlichen Turniere getreten waren und das selbstbewusste Bürgertum in seiner großartigen Gastfreundschaft, seinem selbstgefälligen Behagen



Die durch ein Bombenattentat zerstörte Villa Stolypins zu St. Petersburg.

und seiner frischen Kraft so recht zeigten, das wichtigste Mittel zur Pflege deutscher Gesinnung.

Joseph Paul, der älteste aktive Feuerwehrmann Deutschlands, wurde am 7. September in Breslau dem Kaiser vorgestellt. Er ist am 31. März 1820 in Warmbrunn geboren, seines Zeichens Schuhmachermeister, seit über einem Jahrzehnt Hilfsbriefträger und dient in der Feuerwehr vom Jahre 1874 an. 1904 erhielt Joseph Paul das Allgemeine Ehrenzeichen. Der rüstige Greis, der vor zwei Jahren wohl auf mit seiner Gattin Amalie, geb. Bayer die Goldene Hochzeit feierte, besitzt drei Töchter, zwölf Enkel und acht Urenkel und ist wohl die populärste Persönlichkeit des bekannten schlesischen Badeortes Warmbrunn. Er erzählt gern, daß er in seinem langen Leben nie auch nur eine Stunde lang krank gewesen, und man glaubt es ihm wohl, wenn man sieht, wie stramm der Alte noch auf den Beinen steht, wie hell die Augen unter dem Feuerwehrhelm hervorschauen. Möge er noch lange so bleiben!

Wie alt wird die Insel Helgoland? Immer wieder allarmieren Nachrichten über die Zerstörungen an der Düne von Helgoland die Bevölkerung; demgegenüber hat ein Sachverständiger, der über jahrzehntelange Beobachtungen verfügt, festgestellt, daß z. B. der gesamte Verlust, den die Düne durch die Stürme des letzten Winters erlitten hat, sich insgesamt auf 4000 Kubilmeter beläuft. Die Düne nimmt am Südenbe sehr viel mehr zu, als sie am Nordende hergeben muß, und das Südenbe ist jetzt einen Kilometer lang. Je nach Windrichtung und Strömungen wird es hin und her bewegt, im allgemeinen wächst es aber stetig in der Richtung nach Südosten. Und was die Lebensfähigkeit, die voraussichtliche Lebensdauer der Insel anbelangt, so faun sie nach diesen Beobachtungen wohl gut auf etwa 2000 Jahre angegeben werden.

Zerstörung der Stolypinschen Villa zu St. Petersburg.

Unser untenstehendes Bild zeigt den Schauplatz eines schrecklichen Bombenattentats, die von Grund aus zerstörte Villa des russischen Ministerpräsidenten Peter Stolypin auf der Apotekerinsel. Es war am 25. August d. J. gelegentlich eines offiziellen Empfangstages bei Stolypin, der ungefähr 50 Personen im Landhause des Ministers versammelt hatte, als vier Unbekannte, die in gut bepanterten Mietwagen vorgefahren waren, sich Eingang zu verschaffen wußten und bis zur Pförtnerstube vordrangen. Durch einen Zufall explodierte das mitgebrachte Geschoh schon hier, doch war die Wirkung immerhin noch so entsetzlich, daß über zwanzig Leute sofort getötet, eine etwa ebensolche Anzahl verwundet wurden und das Haus selbst in eine Ruine verwandelt ward. Der Minister und seine Gattin blieben wunder-



Ed. Seydewitz, Warmbrunn, phot.

Joseph Paul, der älteste akt. Feuerwehrmann Deutschlands.

barerweise unverletzt, dagegen wurden die Kinder Stolypins, die sich im oberen Stockwerk befanden, furchtbar verwundet. Von den Urhebern des schandwürdigen Verbrechens sind drei getötet, der vierte wurde, schwerverwundet, in Haft genommen. Bei den Hausdurchsuchungen, die infolge des Attentats in allen Stadtteilen Petersburgs vorgenommen wurden, soll eine weit verzweigte politische Verschwörung entdeckt worden sein, die Attentäter selbst waren junge Leute, augenscheinlich Mitglieder der terroristischen Partei, die immer weiter ihren blutigen Weg verfolgt.



Rehpärchen.

Gemälde von A. Weinberger.

